

**ZÜRCHER**  
**JOURNALISTENPREIS**

**2006**

## Preisträger 2006

<b>Peter Baumgartner</b>	<b>Preis für das Gesamtwerk</b>
<b>Peer Teuwsen</b>	<b>Der meistgehasste Türke</b>
<b>Karin Wenger</b>	<b>Wenn Beduinen lieben</b>
<b>Christoph Scheuring</b>	<b>Szenen einer Ehe</b>
<b>Hansi Voigt Ursula Gabathuler</b>	<b>Sozialhilfe: Was ist Armut?</b>
<b>René Brunner</b>	<b>Preis Alltag/Kleine Form: Die Republik fackelt nicht lange</b>

# Zürcher Journalistenpreis

## Ehrentafel der bisherigen Preisträger

---

- |             |   |             |   |
|-------------|---|-------------|---|
| <b>1981</b> | Hugo Bütler<br>Peter Frey<br>Urs P. Gasche  | <b>1990</b> | Ursula Binggeli<br>Colomba Feuerstein<br>Urs Haldimann<br>Toni Lanzendörfer<br>Josef Rennhard<br>Al Imfeld<br>Stefan Keller<br>Hedi Wyss<br>Hanspeter Bundi   |
| <b>1982</b> | Caroline Ratz<br>Jonh Häberli<br>Wilfried Maurer<br>Hans Moser<br>Edmund Ziegler                  | <b>1991</b> | Peter Hufschmid<br>Christoph Keller<br>Christina Karrer<br>Ernst Hunziker<br>Guerino Mazzola<br>Isolde Schaad   |
| <b>1983</b> | Andreas Kohlschütter<br>Gisela Blau<br>Gottlieb F. Höpli<br>Peter Meier                           | <b>1992</b> | Hans Caprez<br>Christine Fivian-Isliker<br>Erwin Koch<br>Patrik Landolt<br>Linus Reichlin<br>Mix Weiss<br>Nadia Bindella<br>Regula Heusser (Swissairpreis)    |
| <b>1984</b> | Dieter Bachmann<br>Georg Gerster<br>Anna-Christina Gabathuler                                     | <b>1993</b> | Thomas Burla<br>Antonio Cortesi<br>Sepp Moser<br>Kaspar Schnetzler<br>Walter Sturzenegger<br>Barbara Suter<br>Edith Zweifel<br>Peter Pfrunder (Swissairpreis) |
| <b>1985</b> | Margrit Sprecher<br>Herbert Cerutti<br>Arthur K. Vogel  | <b>1994</b> | Herbert Fischer<br>Peter Haffner<br>Stefan Keller<br>Willi Wottreng<br>Brigitte Hürlimann (Swissairpreis)<br>Giorgio von Arb (Swissairpreis)                  |
| <b>1986</b> | Markus Mäder<br>Verena Eggmann<br>Hans Caprez<br>Klaus Vieli<br>Benedikt Loderer                  |             |   |
| <b>1987</b> | Christian Speich<br>Jürg Frischknecht<br>Martin Born  |             |   |
| <b>1988</b> | Werner Catrina<br>Barbara Vonarburg<br>Christoph Neidhart   |             |   |
| <b>1989</b> | Beat Allenbach<br>Hansjörg Utz<br>Rolf Wespe<br>Alois Bischof<br>Niklaus Meienberg<br>Jürg Rohrer |             |   |

- 1995** Erwin Haas  
Erwin Koch  
Herbert Cerutti  
Regula Heusser-Markun  
Richard Stoffel  
Martin Frischknecht (Swissairpreis)
- 1996** Irène Dietschi  
Lukas Lessing (Text)  
Ute Mahler (Bild)  
Bernard Senn  
Ronald Sonderegger  
Peer Teuwsen (Text)  
Reto Klink (Bild)  
Peter Sidler (Text) Swissairpreis  
Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis
- 1997** Pia Horlacher  
Thomas Meister  
Bruno Ziauddin  
Finn Canonica (Swissairpreis)
- 1998** Fredi Lerch  
Christoph Keller  
Christoph Neidhart  
Alfred Schlienger  
Peter Haffner (Swissairpreis)
- 1999** Daniel Ganzfried  
Brigitte Hürlimann  
Beat Kappeler  
Bernhard Raos  
Urs Rauber  
Werner Lüdi (Swissairpreis)
- 2000** Beat Kraushaar  
Martin Meier  
Irena Brezná  
Nicole Müller  
Richard Reich  
Miklós Gimes (Swissairpreis)
- 2001** Martin Beglinger  
Alexej Djomin  
Andri Bryner  
Lisbeth Herger  
Rahel Stauber  
Urs Rauber  
Oswald Iten (Swissairpreis)
- 2002** Jürg Ramspeck (Gesamtwerk)  
Jürg Rohrer (Alltag/Kleine Form)  
Arthur Rutishauser  
Patrik Landolt  
Stephan Ramming  
Anna Schindler  
Georg Seesslen  
Ursula von Arx  
Peter Ackermann
- 2003** Margrit Sprecher (Gesamtwerk)  
Daniel Germann (Alltag/Kleine Form)  
Michael Marti  
Bernhard Odehnal  
Cornelia Kazis  
René Staubli
- 2004** NZZ Auslandredaktion (Gesamtwerk)  
Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form)  
Bruno Vanoni  
Andreas Schürer  
Markus Schneider  
Jean-Martin Büttner
- 2005** Manfred Papst (Alltag/Kleine Form)  
Thomas Angeli  
Daniel Benz  
Rico Czerwinski  
Nico Renner  
Meinrad Ballmer  
Marco Zanchi
- 2006** Peter Baumgartner (Gesamtwerk)  
René Brunner (Alltag/Kleine Form)  
Peer Teuwsen  
Karin Wenger  
Christoph Scheuring  
Hansi Voigt  
Ursula Gabathuler

# Der Zürcher Journalistenpreis 2006

wird

Herrn Peter Baumgartner

für sein

Gesamtwerk

verliehen.

Zürich, 18. Mai 2006

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher



Peter Studer

# Laudatio

für das  
von

**Gesamtwerk**  
**Peter Baumgartner**

---

Peter Baumgartner ist ein Journalist der alten Schule im allerbesten Sinn: er nimmt seine Funktion der Informationsvermittlung ernst, er übernimmt die Vermittlung von Werten des Denkens und die Erläuterung der Zusammenhänge mit Überzeugung und er ist immun gegen die Modeströmungen im Journalismus.

Peter Baumgartner ist ein durch und durch leidenschaftlicher Journalist, und das während 32 Jahren für den «Tages-Anzeiger». Leidenschaftlich war er als Ostschweizer Korrespondent, als überzeugter und überzeugender Kommentator für Tempo-Limiten und gegen Atomkraftwerke in der Inland-Stammredaktion, und leidenschaftlich war er auch von 1994 bis 2004 auf seinem Aussenposten in Afrika. Leidenschaftlich verteidigte Peter Baumgartner seine Themen gegenüber denjenigen Kolleginnen und Kollegen, die sich vom Infotainment und der Themensetzung der schnellen und oberflächlichen Konkurrenz beeinflussen liessen, leidenschaftlich war Peter Baumgartner aber auch in der Art und Weise, wie er seine Reportagen, Berichte, Kommentare und Features aus den ihm zugeteilten 43 afrikanischen Ländern umsetzte: Er sass nicht einfach in seinem Haus, las Zeitungen und telefonierte, er holte sich seine Informationen und Eindrücke nicht auf Botschaften oder sonstigen offiziellen Institutionen und Organisationen – nein, Peter Baumgartner beobachtete, redete und reiste, und er redete und reiste mit den Afrikanerinnen und Afrikanern. Peter Baumgartner brachte einem den Kontinent im wahrsten Sinne des Wortes «von unten» näher.

Der Ostschweizer schrieb in seinem Abschiedsartikel 2004: «Die afrikanischen Gesellschaften sind ausgesprochen auf die Gemeinschaft ausgerichtet und geprägt von der Grundidee der gegenseitigen Hilfe und Solidarität.» Diese Ausrichtung auf gegenseitige Hilfe und Solidarität trifft eins zu eins auch auf Peter Baumgartner zu, was ich nicht zuletzt aus eigener Erfahrung weiss (wir waren zur gleichen Zeit als Korrespondenten für den Tagi bzw. die NZZ in der italienischen Schweiz tätig). Aus dieser gelebten Solidarität heraus ist es kein Wunder, dass Peter Baumgartner eine kleine, schlecht geführte Schule in einem Slumgebiet Nairobis zu dem

gemacht hat, was sie heute ist: die Gentiana Primary School ist die Nummer 8 im Distrikt, sie zählt unter anderem 264 Kinder, 12 Lehrpersonen, eine Köchin sowie einen Tag- und einen Nachtwächter. Vor gut einem Jahr hat Peter Baumgartner zudem in Kenia die Bauernzeitung «The Organic Farmer» ([www.biovision.ch](http://www.biovision.ch)) gegründet.

Peter Baumgartner hat den Preis für das *Lebenswerk* wahrlich verdient. Wir gratulieren ihm von Herzen dazu.

Esther Girsberger

# Der Zürcher Journalistenpreis 2006

wird

Herrn Peer Teuwsen

für seinen Artikel

## Der meistgehasste Türke

erschienen in Das Magazin vom 5. Februar 2005

verliehen.

Zürich, 18. Mai 2006

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Susanne Mühlemann

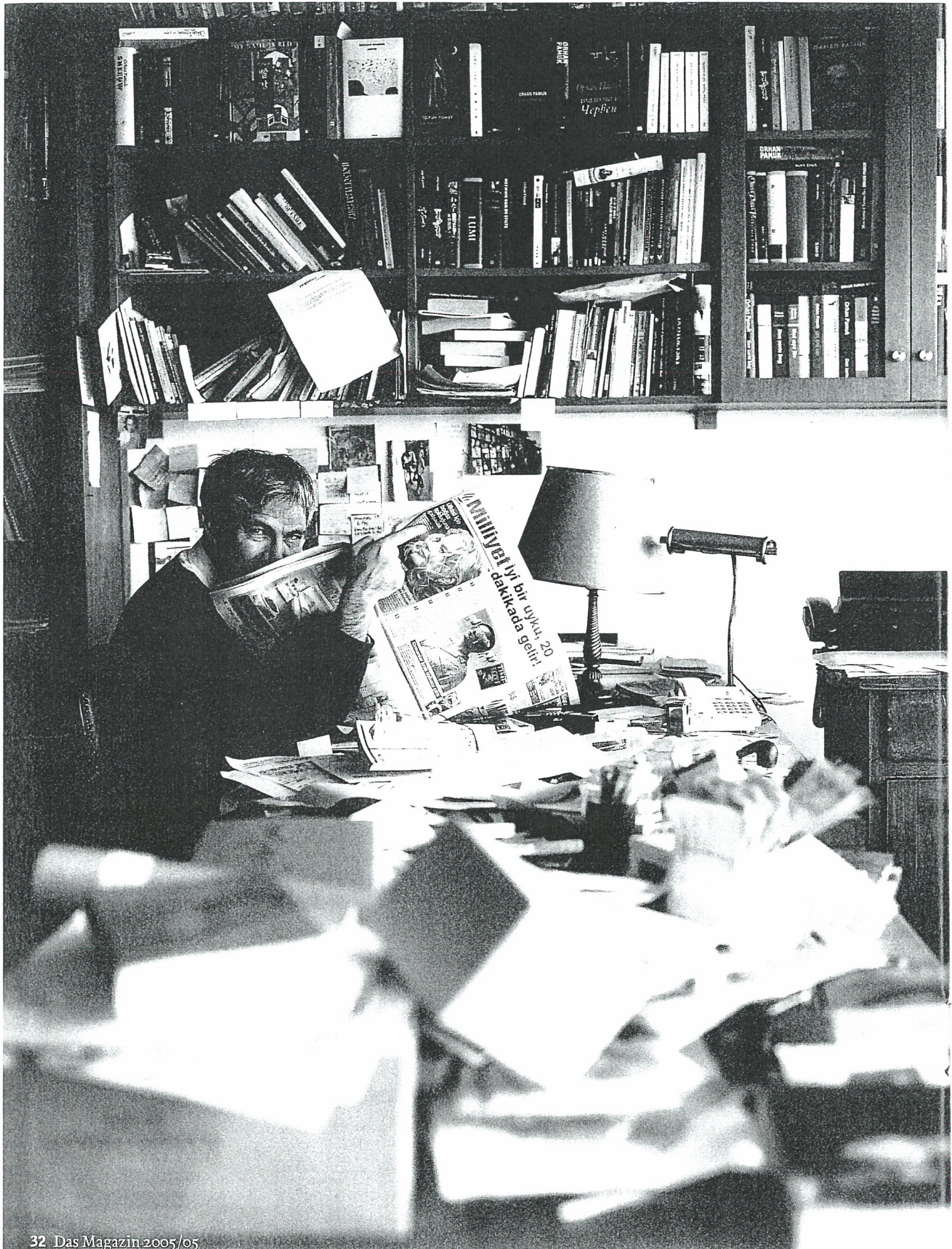


Margrit Sprecher



Peter Studer



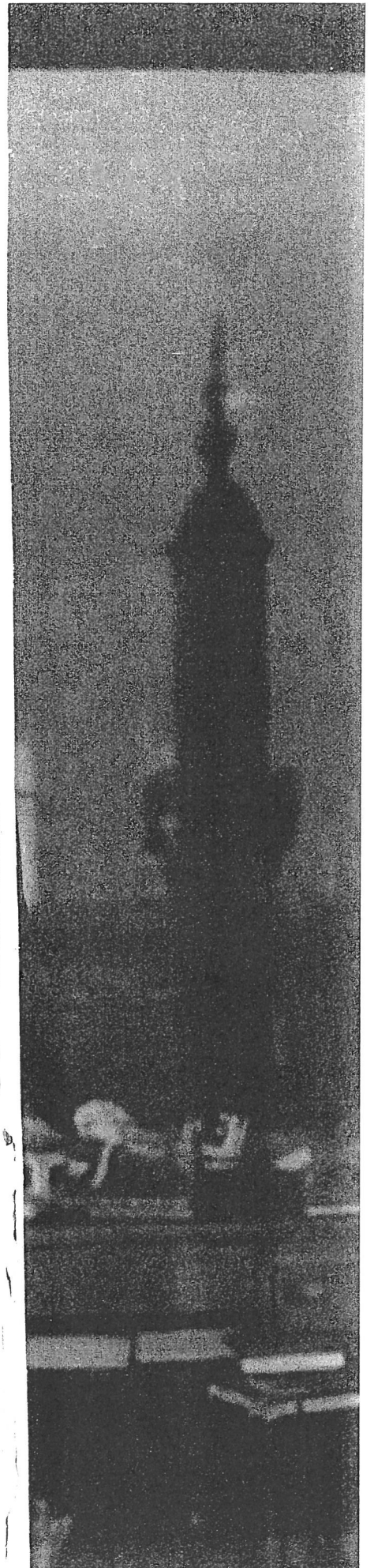


A black and white portrait of Orhan Pamuk, a middle-aged man with glasses, wearing a dark sweater over a white collared shirt. He is looking slightly to the right of the camera with a serious expression. The background is dark and indistinct.

## DER MEISTGEHASSTE TÜRKE

Orhan Pamuk ist ein genialer Schriftsteller.  
Und Türke. Seit dem Erscheinen  
seines neusten Buches «Schnee» wird er in  
seiner Heimat gehasst wie kein Zweiter.  
Ein Gespräch über Nationalismus  
und türkische Minderwertigkeitskomplexe.

Interview Peer Teuwsen, Bilder Salvatore Vinci



Der Mann, der das Land spaltet, kocht Kaffee. Der Blick aus dem Fenster seiner Schreibstube im Istanbuler Intellektuellenquartier Cihangir geht über das Goldene Horn auf den Bosphorus. Möven kreischen, Schiffshörner dröhnen, Stau, zu Land wie zu Wasser. Es ist einer der letzten Tage des Jahres, und die Sonne ist blass. Orhan Pamuk, der berühmteste und wohl meistgelesene lebende türkische Schriftsteller, serviert den Kaffee mit viel Zucker und setzt sich auf einen hölzernen Stuhl, dem Besucher bietet er den Sessel an.

Der 54-Jährige, der regelmässig als Nobelpreisgewinner gehandelt wird, hat ein Buch geschrieben, das vor kurzem ins Englische übersetzt wurde, und im angelsächsischen Raum für Begeisterungstürme gesorgt hat. Margret Atwood und John Updike haben Hymnen darüber geschrieben. Bisher spielte keiner von Pamuks Romanen so in der Aktualität, mit «Schnee» hat sich Orhan Pamuk ins Auge des Orkans begeben, inmitten des türkischen Bürgerkriegs zwischen Islamisten und Säkuralisten, inmitten dieser Entscheidungsschlacht, an dessen Ende der Beitritt zur Europäischen Union und damit zum Westen stehen soll.

«Schnee» erzählt die Geschichte des Dichters Ka, der nach zwölf Jahren in Frankfurt in seine Heimat zurückkehrt, mit dem Auftrag einer Zeitung, über eine seltsame Serie von Selbstmorden in einer kleinen anatolischen Stadt namens Kars zu schreiben. Aber eigentliches Ziel seiner Reise ist seine Jugendliebe Ipek. Ka ist einer der Letzten, die es noch schaffen, in die Stadt zu kommen, bevor sie durch den Schnee von der Aussenwelt abgeschnitten wird. Die Stadt versinkt im Chaos, das an einem Abend im städtischen Theater sei-

«Die herrschende Elite in der Türkei will die Konservativen und die politischen Islamisten nicht verstehen. Sie realisieren nicht, dass das Verstehen des Gegenübers eine Voraussetzung ist, um eine Nation zu bilden. Nein, sie meinen, die Nation werde von der Armee gebildet.»

nen Höhepunkt findet. Und Ka gerät zwischen die Fronten der Westler und der Islamisten, die den Fremden heftig umwerben und für ihre Sache zu gewinnen suchen. Der Dichter Ka aber ist wie ein Strudelnder, der sich nicht entscheiden kann, der immer auf der Suche, immer unfassbar bleibt. «Schnee» wird so zu einem Plädoyer, die Fundamentalisten zu verstehen, aber auf Distanz zu ihnen zu bleiben.

Wer so ein Buch schreibt, ist verdächtig, für beide Seiten. Pamuk wird beschimpft und bekommt regelmässig Morddrohungen. «Ich bin niemandem geheuer», sagt er und bittet zum Gespräch. Er redet hastig, er reagiert auf Kritik gehässig, er gerät ausser sich. Man muss das verstehen. Es ist etwas komplett anderes, in der Türkei oder in der Schweiz Schriftsteller zu sein.

*Herr Pamuk, ich habe selten jemanden getroffen, der so viel Hass auf sich zieht. Warum ist das so?*

Schwierige Frage. Ich äussere mich öffentlich kritisch gegenüber dem türkischen Nationalismus, das können die vielen Nationalisten hier nicht ertragen. Und auch die Tatsache, dass ich in der Welt herumfliege, für meine Bücher werbe, ein Interview in New York gebe und am nächsten Tag eins in Tokio oder in Helsinki – und dabei nicht mit der türkischen Flagge winke wie ein olympischer Goldmedaillengewinner, sondern, dass ich kritisch bin, das treibt viele Türken zum Wahnsinn. Die meisten Türken haben halt immer noch nicht überwunden, dass sie ein Empire verloren haben. Und jetzt soll sich, denken diese Menschen, die ganze Welt gegen die Türken verschworen haben. Das sind verständliche Gefühle, eine

Melancholie, die ich auch in meinem Buch «Istanbul» beschrieben habe. Aber heute, hundert Jahre später, sollten die Türken doch fähig sein, mit gesundem Selbstvertrauen an die Tür Europas zu klopfen. Ich verabscheue diese Nationalisten, die sagen, jedermann hasse die Türken. Und sie verabscheuen mich.

*Es ist sogar Hass. Ihr Landsmann, der Schriftsteller Hilmi Yabuz, nennt Sie einen «Spion des Westens», einen «imperialistischen Intellektuellen». Und er ist damit nicht allein. Warum solch harsche Worte?*

Hören Sie, ich breche dieses Gespräch sofort ab, wenn Sie solche Namen nennen. Ich kommentiere das nicht. Ich beschäftige mich nicht mit solch mittelmässigen Menschen.

*Ich wundere mich nur, dass solche Ausdrücke fallen. Das ist ein Ton, der in der Schweiz undenkbar wäre. Und wenn man Ihr Buch, das die Ideologien nebeneinander stellt, ohne sie gegeneinander auszuspielen, gelesen hat, kann man das noch viel weniger verstehen.*

Sie nehmen diese Kerle wichtig, das ist ein Fehler. Diese Ultrationalisten hätten mit der gleichen vulgären Haltung und dem gleichen fiesem Grinsen auch Virginia Woolfe, Marcel Proust oder Thomas Mann als Angehörige der Bourgeoisie attackiert. Diese Leute können mir nichts mehr anhaben. Früher, als ich noch unsicher und unbekannt war, wäre das etwas anderes gewesen. Ich habe es geschafft, diese Leute hinter mir zu lassen.

*Trotzdem ist es interessant, dass Sie solchen Hass auf sich ziehen.*

Die Türkei ist ein seltsames Land. Hier gibt es Menschen, die schreiben fünfhundertseitige Bücher über «die geheimen Juden» in der Türkei – und ich soll einer von denen sein –, der Jude sei so und so, reiner Antisemitismus, schrecklich. So etwas gibt es doch in keinem andern Land. Und das jetzt, wo die Türkei unter besonderer Beobachtung steht wegen des angestrebten Beitritts zur Europäischen Union und des Irak-Kriegs.

*Sie regen sich auf. Aber diese Kritik hat doch mit Ihrer Arbeit, für die Sie international sehr viel Anerkennung bekommen, nichts zu tun.*

Ja, ich rege mich auf, weil die Leute, die mich in dieser sehr vulgären Art und Weise angreifen, meine Bücher nicht lesen. Sie haben es nie gelernt, kritische Bücher zu lesen. Sie sind fasziniert davon, dass ich international erfolgreich bin, ich wurde in 34 Sprachen übersetzt. Die bau-

en sich an mir auf. Aber das gehört wohl dazu, wenn man weltberühmt ist.

*Woher kommt dieser Nationalismus?*

Ich weiss es nicht. Ich wundere mich nur, dass diese Leute nicht begreifen, wie wunderbar es ist, dass wir uns Europa annähern. Die Alternative ist eine Diktatur, sei es eine religiöse oder eine militärische. Das aber passiert nicht, das ist doch ein Fortschritt. Aber statt sich zu freuen, reden diese Leute immer über Zypern!

*Mir scheint, die Türkei sehe die EU ein bisschen wie eine Heilsbringerin, wie eine Droge. Ist das nicht gefährlich?*

Die EU kümmert mich wenig, mir geht es um Redefreiheit, eine offene Gesellschaft, Demokratie – von diesen Dingen träume ich Naivling. Aber wir werden das bekommen, die Reformen, die die Türkei in den letzten drei Jahren gemacht hat, sind enorm. Ich weiss natürlich, dass dies vor allem gemacht wurde, weil man sonst nicht in die EU kommt und kein Geld von internationalen Organisationen erhält.

*Sie fürchten nicht, dass es auf dem langen Weg in die EU zu Enttäuschungen kommen könnte?*

Heute wollen 80 Prozent der Türken in die EU. Man darf sie nicht enttäuschen.

*Vielleicht lösen Sie so viele Gefühle aus, weil Sie sich in Ihrem letzten Buch über die Fragen des Nationalismus und der Religion auch ein bisschen lustig machen.*

Natürlich. Ich kann verstehen, dass meine Leser enttäuscht sind. Nach «Mein Name ist rot» hatten die Leser wohl erwartet, dass ich wieder ein wunderbares, zuckersüßes, glitzerndes Märchen erzähle. Und jetzt komme ich mit den Themen, die die meisten hier lieber vergessen wollen, weil es ihre Weltsicht stört: dem Aufstieg des politischen Islam, der Tatsache, dass 70 Prozent der Frauen in diesem Land das Kopftuch tragen, weil es deren Kultur ist. 80 Prozent meiner Leserinnen sind verwestlichte Frauen der Mittelklasse, die verachten den politischen Islam. Die herrschende Elite in diesem Land will die Konservativen und die politischen Islamisten nicht verstehen. Sie realisieren nicht, dass das Verstehen des Gegenübers eine der wesentlichen Voraussetzungen ist, um eine Nation zu bilden. Nein, die sagen sich: Die Nation wird von der Armee gebildet; wir verstehen sie nicht, also bombardieren wir sie.

*Sie wollen die politischen Islamisten und die Säkularisten verstehen, aber machen sich auch*

*lustig über sie. In «Schnee» erhängt sich zum Beispiel ein muslimisches Mädchen mit ihrem eigenen Kopftuch.*

Darüber mache ich mich nicht lustig, nein. Aber ich habe eine starke Ironie bezüglich Ideologien und Nationalismus. Und eine Ironie bezüglich der Gewalt. Diese unerwartete Ironie, die aus meinem Füllfederhalter kommt, ist der Grund, warum ich meine Bücher schreibe. Ich schreibe keine realistischen Sozialstudien. Ich versuche nur, die Ideologien von einem anderen Gesichtspunkt anzuschauen. 99 Prozent der Menschen in «Schnee» leben ein hartes Leben, aber ich bin nicht Tschchow oder Gorki. Ich sage nicht: «Oh, diese armen Menschen.» Ich muss das ironisch sehen, Ironie distanziert, sie erst macht Verständnis möglich. Aber es gibt auch Mitgefühl in meinem Buch. Das

«Die EU sieht sich als zivilisiert und misst die anderen, die da kommen wollen, nach ihren eigenen Standards. Wie wenn zwei Männer ihr Ding vergleichen, sehr verlockend, aber auch erniedrigend für den, der das kleinere hat.»

Problem ist, ich kann diese Menschen nicht repräsentieren. Aber das schreibe ich auch.

*Ihr Hauptdarsteller ist ein Geist, er schlingert zwischen den Ideologien, ist nicht zu fassen, gehört keiner Seite an.*

Ja, da ist er mir nicht unähnlich. Ich bin wie er. Ich stimme einem politischen Islamisten zu 80 Prozent zu und gleichzeitig einem jakobinischen türkischen Säkularisten. Da bin ich nicht allein. 90 Prozent der Türken kennen diese Zweifel. Freunde sagten mir, in diesem Buch würden die Ideen der politischen Islamisten so präzise, klug und gerecht wiedergegeben wie sonst noch nie. Wenn im Buch der Islamist Lapislazuli sagt, er wolle den Westen nicht imitieren, dann gebe ich ihm Recht. Warum sollen alle die gleichen westlichen Kleider tragen? Aber es ist auch wahr, dass ohne das Militär die 80 Prozent politischen Islamisten die 20 Prozent säkularen linken Intellektuellen unterdrücken oder sogar umbringen würden. In der Türkei müssen endlich Argumente zählen, aber man steckt seinen Gegner immer noch ins Gefängnis, weil er ein «Verräter» sei – was ja nicht wirklich ein überzeugendes Argument ist.

*Sie sind also einer, der nicht immer weiss, was seine Meinung zu den Dingen ist.*

Doch, das weiss ich. Aber einen guten Roman kann man nicht schreiben mit einer Meinung, man braucht mindestens zwei verschiedene überzeugende Haltungen, die sich widersprechen. Eine Meinung gibt höchstens ein Essay oder ein politisches Statement ab. Ein guter Roman ist ein Tanz um verschiedene Standpunkte. Das hat doch dem politischen Roman der Fünfziger- und Sechzigerjahre den Garaus gemacht, er wollte eine Botschaft trans-

portieren. Meine Botschaft ist eine völlig andere, keine politische.

*Welche?*

Dass man glücklich sein und sich um Politik nicht kümmern soll.

*Scherzen Sie?*

Nein, daran glaube ich ganz fest. Mein Protagonist Ka will doch nur sein Mädchen bekommen und dann dieser Stadt entfliehen, wo die Menschen sich gegenseitig quälen und foltern.

*Es ist wohl kein Zufall, dass Ka an K., den Protagonisten von Kafka, erinnert.*

Natürlich nicht, er kann nicht ins Innerste der Dinge dringen, er ist distanziert, er gehört nie zu etwas oder jemandem. In diesem Sinn ist er kafkaesk. Aber dann geht er weiter. Er sieht, dass all diese Nationalisten, seien es Kurden oder Türken, so viel gemeinsam haben, Intoleranz, Identitätskrise, eine verdammende Haltung gegenüber uns, den Europäern, dass sich niemand um sie kümmert, dass sie Nobodys sind. Diese Stadt ist eine wirkliche und eine fiktive zugleich. Gerade kürzlich war ein Journalist der BBC dort, wegen meines Buchs. Und ich fragte ihn, ob er mit den Menschen in Kars über mein Buch gesprochen hat. Er sagte nur: «Oh, die Menschen dort verabscheuen Sie.»

*Sie lachen infernalisch.*

Ist doch komisch, nicht? Die wollen nicht, dass andere ihre Armut sehen. Das ist genau, was mit meinen Büchern passiert. Anfangs erzählte ich den Türken Geschichten über sie selbst. Heute haben meine Leser Angst, weil ich diese Geschichten dank den zahlreichen Übersetzungen auch im Ausland erzähle. Das wollen die Türken nicht, dass einer von ihnen Fremden die Wahrheit über sie erzählt. Das ist ein Zeichen einer immensen Identitätskrise.

*Die Türken leiden unter Minderwertigkeitskomplexen gegenüber Europa.*

Ja, schrecklich. Ich erzähle Ihnen dazu eine Geschichte. Meine finnische Übersetzerin liebte «Schnee» so sehr, dass sie nach Kars reisen wollte. Ich half ihr dabei. Sie ist aber keine typische Anatolin, sie ist blond, gesund, dünn. Deshalb wusste eine Minute nach ihrer Ankunft die ganze Stadt, dass sie die Übersetzerin dieses Buches ist. Die Tür eines Teehauses geht auf, und ein junger Mann ruft ihr zu: «Warten Sie! Ich möchte mit Ihnen reden.» Sie setzen sich, der Mann ist sehr nervös, und er hat nur eine Frage, die ihm sehr wichtig zu sein scheint: «Was denkt man über uns in Europa?»

*Sogar Atatürk nahm seinen Fez ab, wenn er nach Paris reiste.*

90 Prozent der Türken wollen, wenn sie in Europa sind, zeigen, dass sie so zivilisiert sind wie die Europäer. Und wenn Pamuk sagt, sie seien trotzdem nicht wie sie, dann mögen sie das gar nicht.

*Aber das ist doch genau, was die EU jetzt tut. Sie sagt der Türkei: Ihr müsst euch noch sehr anstrengen, wenn ihr so gut sein wollt wie wir.* Genau, und das ist sehr gefährlich. Die EU sieht sich als zivilisiert und misst die anderen, die da kommen wollen, nach ihren eigenen Standards. Wie wenn zwei Männer ihr Ding vergleichen, sehr verlockend, aber auch sehr erniedrigend für den, der das kleinere hat.

*Würden Sie in Kars aus Ihrem Buch lesen?*

Ja, in dreissig Jahren, wenn das Land vielleicht mit seiner Vergangenheit versöhnt sein wird, wenn es meine Ironie ertragen kann, wenn die ökonomische Misere nicht mehr so schlimm ist. Heute würde ich nie dahin fahren, das wäre zu gefährlich. Ich verstehe, dass jemand, der selten liest, durch dieses Buch verletzt sein kann. Doch ich bin ein Romancier. Und jetzt dringen wir ins Herz meines Problems ein. Romane zu schreiben, ist eine westliche Erfindung, und ich mache das in einem Land, das lange keine Romane kannte. Das war auch das Problem von Stendhal oder Voltaire. Man sagte: «Die machen sich über uns lustig, die sind keine Franzosen.» Es gibt eine lange Tradition von Schriftstellern, die nicht dazu da waren, die Erwartungen zu erfüllen, sondern eine Distanz zu den Ihren einzunehmen. Wir haben hier viele Schriftsteller, die darauf stolz sind, so zu sein wie «die Türken».

*Was ist «türkisch»?*

Türkisch ist ein anderes Wort für verwirrt. Aber zurück: Diese Leute, die so stolz sind, türkischer zu sein als andere, werden nicht gelesen.

*Sie sagen das Gleiche über Sie.*

Ja, aber meine Bücher werden gekauft, ihre nicht, das kann man messen. Aber Gratulation, ich hatte während dieses Gesprächs nicht den Eindruck, einem europäischen, sondern einem türkischen Journalisten gegenüberzusitzen.

*Sehe ich türkisch aus?*

Nein, aber Sie haben einen Sinn für diesen widerlichen Nationalismus, der in diesem Land seit zwei, drei Jahren herumgeistert. Und Sie haben es geschafft, diesen in mir selbst zu provozieren, danke.

*Aber ich bin noch nicht ganz fertig. Wie können sich die Türken denn wieder versöhnen?*

Es geht nur um eins: Heute verdient ein Türke durchschnittlich 4000 Euro im Jahr, ein Europäer aber neunmal mehr. Diese Erniedrigung muss behoben werden, dann lösen sich die Folgeerscheinungen wie Nationalismus und Fanatismus von alleine. Deshalb brauchen wir den Beitritt. Sehen Sie, unsere Vergangenheit verändert sich mit unserer Gegenwart. Was jetzt passiert, verändert das Gestern. Das eigene Verhältnis zum Land kann mit demjenigen zur eigenen Familie verglichen werden. Man muss damit leben können. Beide sagen: Es sind Gräueltaten geschehen, aber das soll niemand anders wissen.

*Und Sie reden trotzdem davon. Wollen Sie unbedingt Schwierigkeiten bekommen?*

Ja, jeder sollte das tun. Man hat hier 30 000 Kurden umgebracht. Und eine Million Armenier. Und fast niemand traut sich, das zu erwähnen. Also mache ich es. Und dafür hassen sie mich.

*Eine letzte Antwort muss ich noch haben. In Kars hängen überall Bilder der Schweizer Alpen. Warum?*

Das ist sehr journalistisch, es ist einfach so. Es ist einfach ein schönes Bild einer schönen Landschaft, das sie gefunden haben. Es sieht besser aus als eine nackte Wand.

*Was ist Ihr Bild der Schweiz?*

Ich lebte als siebenjähriger Junge in Genf. Unsere Wohnung ging auf einen Hinterhof, wo eine Fabrik von Suchard stand. Es hing immer ein Schokoladenduft in der Luft. Und in dem Hinterhof spielte ein Bettler Musik, meine Mutter wickelte ein

paar Geldstücke in ein Papier und warf sie ihm hinunter. Ein Bettler, der Musik spielte, den habe ich zum ersten Mal in der Schweiz gesehen. Aha, in der Schweiz arbeiten die Bettler für ihr Geld, in der Türkei stellen sie furchtbare anatomische Details zur Schau, um Geld zu bekommen. Das war für mich der erste Unterschied zwischen Ost und West. Mein Eindruck, dass wir nicht zum Westen gehören, war sehr stark. <

«Schnee» von Orhan Pamuk, übersetzt ins Deutsche von Christoph K. Neumann, erscheint heute Samstag im Hanser-Verlag. Ebenfalls sehr empfehlenswert und auf Deutsch erhältlich: «Mein Name ist rot» und «Das schwarze Buch» (beide Fischer-Verlag) Peer Teuwsen ist stellvertretender Chefredaktor des «Magazins» (peer.teuwsen@dasmagazin.ch). Salvatore Vinci ist Fotograf in Athen.

# Laudatio

für den Artikel **Der meistgehasste Türke**  
von **Peer Teuwsen**  
erschieden in **Das Magazin, 5. Februar 2005**

---

Seien wir mal unbescheiden: Die Schweizer Presse kann sich auch international sehen lassen. Was hiesige Regionalzeitungen bieten, steht den Leistungen weit grösserer ausländischer Titel nicht nach. Und dann haben wir mit der «NZZ» ja auch noch das kleinste Weltblatt auf dem Globus.

Dennoch passiert es selten, dass Beiträge in unsern Blättern jenseits der Grenzen für Aufsehen sorgen. Was nicht an der Qualität liegt, hingegen an der relativen Bedeutungslosigkeit der Schweiz und an der Sprache. Wer auf Englisch publiziert und dann noch in den USA, hat einfach mehr Breitenwirkung.

Doch ein Artikel aus einer Schweizer Zeitschrift ging 2005 um die Welt. «Der meistgehasste Türke» lautete der Titel, ein Gespräch mit dem türkischen Schriftsteller Orhan Pamuk, geführt von Peer Teuwsen.

In dem Interview äussert sich Pamuk kritisch gegenüber dem türkischen Nationalismus und dem Islamismus, spricht vom Tod von 30 000 Kurden und einer Million Armenier durch türkische Hand. Das hört man am Bosphorus nicht nur ungern, man will es gar nicht hören und bis heute nicht wahrhaben.

Pamuks Worte wurden aber gehört, auch in der Türkei, nachdem sie zitiert wurden in aller Welt. Was ihm zuhause einen Prozess eintrug wegen «Beleidigung der nationalen Identität». Das gab zu reden.

Und das ist gut so. Und notwendig. Das Interview im «Magazin» hatte also Wirkung – wohl mehr als erwartet und so, wie wir Journalisten es stets gerne hätten. Es hatte aber nicht nur Wirkung, es ist auch gut geführt, ein echtes Pingpong, ein echtes Gespräch. Kurz, ein Interview, das nicht nur wichtig ist, sondern das man auch gerne liest. Und somit gerne mit dem Zürcher Journalistenpreis auszeichnet.

Fredy Gsteiger

# Der Zürcher Journalistenpreis 2006

wird

Frau Karin Wenger

für ihren Artikel

Wenn Beduinen lieben

erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung vom 15./16. Oktober 2005

verliehen.

Zürich, 18. Mai 2006

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Susanne Mühlemann



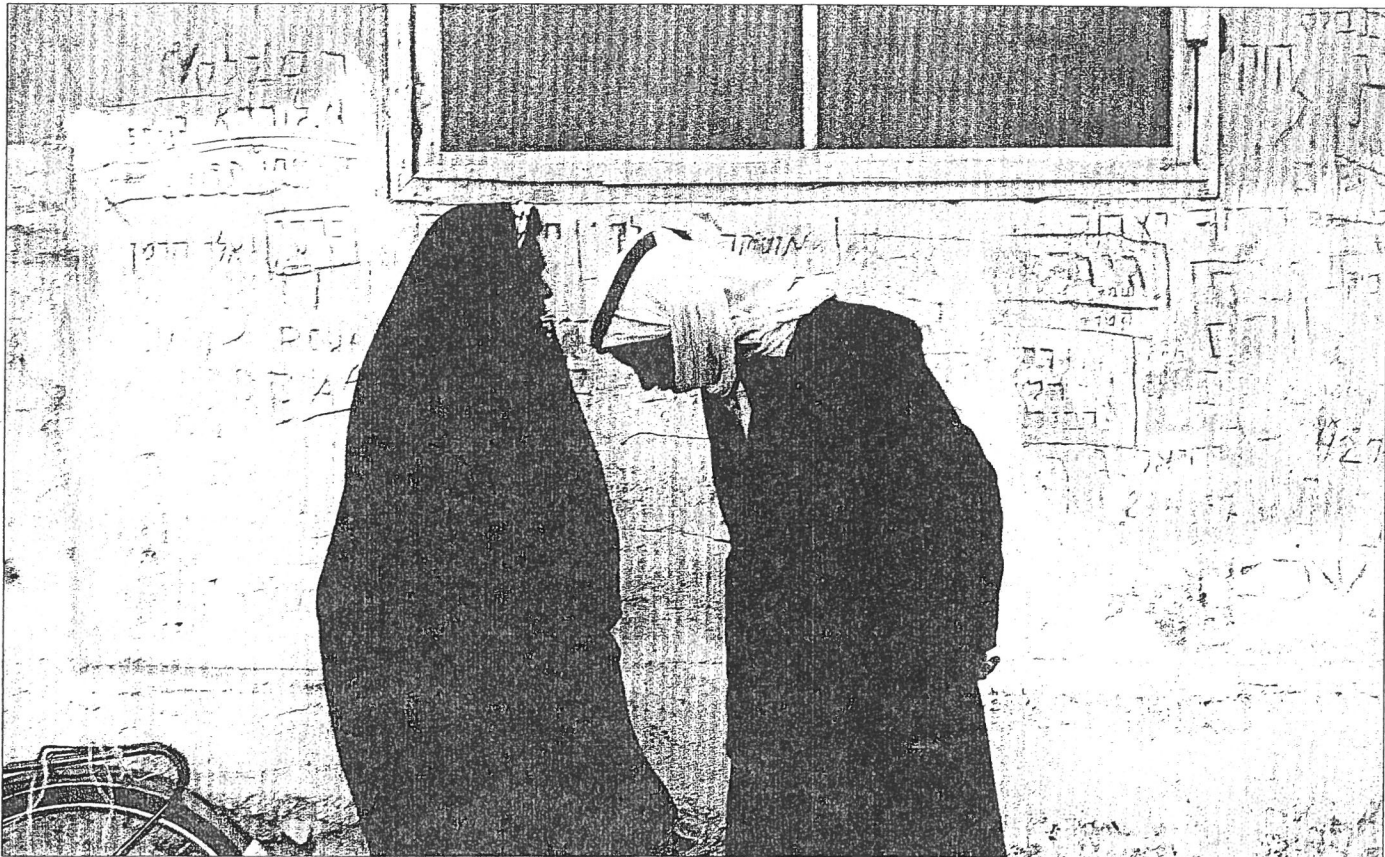
Margrit Sprecher



Peter Studer

Peter Studer





Fast vierzig Jahre liegen zwischen den Fotoaufnahmen im Negev und der im Text erzählten Geschichte. Doch Stammestradition und Diskriminierung seitens jüdischer Israeli haben sich seit 1967 kaum verändert.

## Wenn Beduinen lieben

Eine Geschichte aus dem Negev von Karin Wenger (Text), mit Bildern aus dem Jahre 1967 von Leonard Freed (Magnum Photos)

WENN ÜBERALL WÜSTE IST, riecht es nach Freiheit. In der Wüste Negev ist die Landschaft beige wie die Dromedare, die sich durch den Weizen fressen. Zweigeteilt in Himmel und Korn. Unerreichbar der Horizont. Beduinenland. Zwischen den Feldern ein winziges Dorf, zwei Häuser bloss, dreissig Autominuten von der Stadt Beersheba entfernt im Süden von Israel. Hunde, Dromedare, ein Pferd trotten zwischen den Häusern hindurch. Still ist es, wenn die Tiere schweigen. Hier wohnt Tamer mit seiner Frau Manal und ihren zwei kleinen Kindern. Das Haus ist nagelneu, noch nicht einmal die Farbtöpfe sind weggeräumt. Sauber riecht es, wie nach einem Chlorabrieb. Und es sieht aus wie für einen Schöner-Wohnen-Prospekt zurechtgemacht. Der Weg zur Haustür ist von Rosenbüschen gesäumt. Im Entrée hängt die Foto des jungen Paares auf Hochzeitsreise in Eilat: Tamer, Ende zwanzig, das Gesicht von Sommersprossen übersät, seine Frau mit tiefrot geschminkten Lippen, eine Schönheit.

Das zweite Haus mag einmal ebenso proper gewesen sein. Nun ist es alt, so alt wie Tamers Eltern, die darin wohnen. Und auf dem Vorplatz sitzt Tamers Schwester Amira. Sie ist zweiundzwanzig und wohnt mit ihrem kleinen Bruder bei den Eltern. Arabische Popmusik plätschert aus dem Transistorradio. Amira wirft ihr schulterlanges, kastanienbraun gefärbtes Haar in den Nacken, lässt den Busen wippen wie eine orientalische Tänzerin, stösst Freudenriller aus. Sie lacht, sie tanzt, sie plappert in exaltierter Fröhlichkeit. Zwischendurch ergreift sie unvermittelt meine Hand, als sei ihr schwindlig und müsse sie sich festhalten, um nicht zu fallen.

Schnell ist der Duft der Freiheit verweht. Hier in dem Dorf der zwei Häuser riecht die Wüste irgendwie anders, beklemmend. Das Dorf hat keinen Namen, weil es offiziell gar nicht existiert. Auch die Strasse, die zu ihm führt, ist auf keiner Karte verzeichnet. Tamer besitzt keine Papiere, die das Land seiner Väter als sein Eigentum festschreiben. Denn die Beduinenstämme hatten lange vor der Staatsgründung Israels die Landrechte stets in mündlichen Vereinbarungen untereinander verteilt. Derlei Ausmachungen kümmern die israelische Regierung nicht. Tamers Land wurde zum Staatsland erklärt, die beiden Häuser gelten als nicht anerkanntes Dorf. Dies bedeutet: keine Strom- und Wasserversorgung, keine Müllabfuhr, keine medizinische Betreuung, keine Schule, keine Strasse, die auch im Winter ohne Probleme befahrbar wäre. Tamers Familie wird bloss geduldet, und selbst das nur auf Zeit. Wenn es der Regierung gefiele, das Land für eine eigene Siedlung zu brauchen, meint Tamer, könnten schon morgen israelische Bulldozer sein Haus platt walzen, ihn und seine Familie vertreiben. Davor hat er Angst.

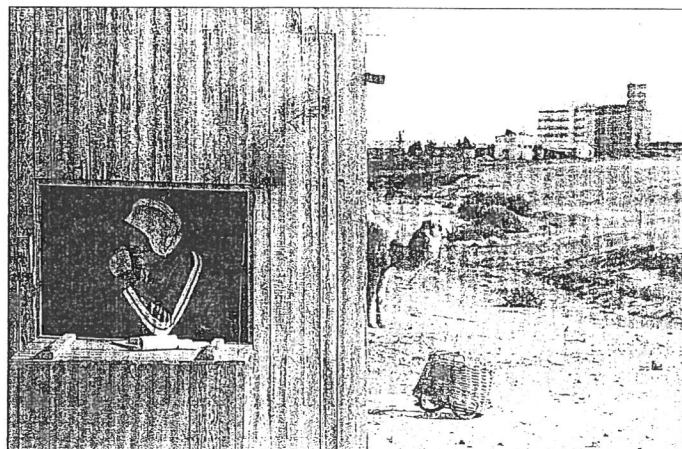
Amira hat Limonade hingestellt und ein Fotoalbum aus dem Regal geholt. Auf den Bildern steht sie im weissen Hochzeitskleid vor einer Fototapete mit den ägyptischen Pyramiden, trägt Gold um den Hals und Schminke im Gesicht, lächelt nie, wird von ihrem Bruder Tamer am Arm geführt. Doch die Fotos sind lädiert, allesamt. Wo der Bräutigam sein sollte, klafft eine Lücke. Er fehlt auf den Bildern. Würde weggerissen, herausgeschnitten aus der Hochzeitserinnerung. Überhaupt aus der Erinnerung. «Wo ist dein

Mann?» – Amira schnalzt mit der Zunge, verschucht eine unsichtbare Fliege und sagt: «Fort.» Stille. Dann ein hastiges Flüstern: «Er war mein Cousin. Ein Rohling. Ich hab ihn nie heiraten wollen. Aber meine Familie, die regeln hier, du weisst schon. Alle bestimmen für dich, nur dich fragt keiner. Geliebt? Wo denkst du hin! Angst hab ich gehabt. Vor seinen Schlägen und überhaupt. Wollte weglaufen, mich wehren. Es half alles nichts. Er hat mich mitgenommen in sein Haus, seine Stadt.» Zwei Jahre harrete sie aus, floh dann zurück ins Elternhaus. Das war vor einem Jahr. Sie verstummt, dreht das Glas in der Hand. Neben ihr sitzt die Mutter. Und auch wenn die nichts sagt und tut, als höre sie nichts, wirkt ihre Anwesenheit lähmend. So sitzen wir schweigend, trinken Limonade. Bis die Mutter sich räuspert: «Gott sei Dank, uns geht es gut.» Sagt sie. Und ist wieder still.

«DA WAR DOCH JENER VATER, der seine Tochter getötet hat – wisst ihr noch? Sie war verliebt in einen Mann aus einem anderen Stamm. Ihr Vater wollte nicht, dass die beiden heirateten. Er hatte seine Tochter ihrem Cousin versprochen.» – «Wie hat er sie getötet? Mit einer Axt?» – «Nein, war das nicht eine Pistole?» – «Ja, ja, eine Pistole war's, ich hab davon gehört. Alle haben wir davon gehört!» – «Das macht man halt nicht. Ich meine, hier kann man nicht heiraten, wen man will, man muss den Eltern gehorchen, das ist so.» – «Wir wissen ja, was sonst mit uns passiert. Sich an die Regeln halten ist überlebenswichtig.» – «Der Vater des Mädchens? Nein, dem ist nichts passiert. Der arbeitet. Vielleicht hat er auch keine Arbeit, wie viele hier. Das ist normal.» – «Normal?» – «Ja,



In Beersheba leben israelische Juden und Beduinen mit einer israelischen Identitätskarte.



Seit der Gründung Israels gelten die Beduinen als Bürger der untersten sozialen Stufe.



1948 wurden 90 Prozent der Beduinen nach Jordanien oder Ägypten vertrieben.



Schon damals besass ein Grossteil von ihnen Häuser und betrieb Landwirtschaft.



Anfang der siebziger Jahre baute die Regierung sieben Beduinenstädte.



Aber längst nicht alle Beduinen liessen sich in den Städten ansiedeln.



Die Regeln der patriarchalen Stammesstruktur prägen noch immer die Mentalität.



Die beduinische Identitätssuche ist ein Spagat zwischen Tradition und Moderne.

die Arbeitslosigkeit.» – «Und der Mord? Ist das auch normal?» – «Ja, das kommt auch vor, immer wieder.»

Frauengespräche in Lakiya. Schuhe mit hohen Absätzen stehen in Reih und Glied vor dem handgewebenen Teppich, der in farbigen Bahnen den Boden bedeckt. Im Haus mit dem Wellblechdach sitzen sechs Frauen auf Matten am Boden. Wie alle Frauen, die fremden Besuch bekommen, haben auch sie ihre Beweisstücke für Schönheit und gesellschaftliche Stellung zusammen mit den Früchteschalen und dem arabischen Kaffee aufgetragen: die Fotoalben mit den Hochzeitsbildern. Die zeigen alles, was vom Glück einer verheirateten Frau sichtbar gemacht werden kann: das Gold, das der Mann ihr geschenkt hat, die schmucken Kleider, das Haus mit Wasserleitung und Strom, vor dem die frisch Vermählten auf den Fotos stehen. Doch die Mienen der Bräute sind ernst, gar bedrückt. Kein Strahlen, kein Lächeln, keine Freude. Wieso lachen die Frauen nicht?

Tamers Frau Manal hat das Album ihrer Freundin durchgeblättert, klappt es zu. Als sie verheiratet wurde, war sie gerade achtzehn und noch nie von zu Hause weg gewesen. «Tamer hat gut bezahlt, ziemlich viel Gold. Aber ich kannte ihn ja nicht. Und sollte von einem Tag auf den anderen die Frau eines Fremden sein, mit ihm wohnen und Kinder gebären, den Haushalt führen – ich hatte tausend Ängste. Vielleicht würde er mein Essen nicht mögen. Was würde er in der ersten Nacht mit mir machen? Nach der Hochzeit wäre ich am liebsten zurück zu meinen Eltern gelaufen. Die ersten Nächte haben wir zum Glück nur miteinander gesprochen. Erst dann, vielleicht nach einer Woche, wollte er mit mir schlafen. Heute? Ich habe zwei Kinder. Die liebe ich sehr.» Aber jedes Jahr ein weiteres Kind, das wollte sie nicht. Deshalb habe sie sich die Spirale einsetzen lassen. Tamer sei damit einverstanden.

Fatima kippt den Kaffeesatz aus den Tassen ihrer Freundinnen in die Untertasse und liest daraus, wie viele Kinder die Frauen bekommen werden. Fatima ist siebenundzwanzig und seit zehn Jahren verheiratet, sie hat fünf Kinder. «Stimmt es, dass bei euch die Frauen mit Männern leben, bevor sie verheiratet sind? Und was machen sie dann? Schlafen sie im gleichen Raum? Im gleichen Bett? Miteinander? Aha. Wie bei den Israeli! Bei uns ist das haraam, verboten. Meine Mutter würde mich töten.»

«DIESE EHRENMORDE MÜSSEN AUFHÖREN. Das ist Barbarei.» Muna ist Englischlehrerin in der Beduinenschule in Hura. Sie fühlt sich einer neuen Generation von Beduinen zugehörig, die mit Kritik an der eigenen Gesellschaft nicht gezögert. «Ich weiss von vielen Frauen, die getötet wurden. Ein Mädchen wurde öffentlich hin-

gerichtet, weil sie sich ihren Eltern widersetzt hatte. Eine andere Frau wurde von ihrem Mann erschossen. Er liess ihr nicht einmal Zeit, ihr Baby abzulegen, bevor er sie niederstreckte. Er hatte geglaubt, sie habe ein Verhältnis mit einem anderen Mann.» Muna verurteilt den Brauch, dass ein Mädchen ihren Cousin heiraten muss und dass die Kinder zu grenzenlosem Gehorsam gegenüber ihren Eltern erzogen werden. Vor allem aber will sie, dass ihre eigenen Kinder ein besseres Leben haben als die meisten Beduinenkinder, die in nicht anerkannten Dörfern oder den Beduinen-Ghettos aufwachsen müssen. Deshalb hat Muna gespart und sich in der israelischen Wohnsiedlung Mitar zusammen mit ihrem Mann ein Einfamilienhaus mit Garten gebaut. Die Lebensqualität und die israelischen Schulen, in die sie ihre Kinder schickt, seien hier ausgezeichnet. Am Eingang von Mitar überwacht ein Pförtner die Einfahrt. Blumenrabatten sind unter die Palmen gepflanzt. Die Häuser sind von Hecken geschützt und vermitteln ein Bild jener Vorstadtsiedlungen, in denen allmorgendlich Herren in sauberen Anzügen von ihren Frauen an der Pforte mit einem Kuss verabschiedet werden. Beduinen-Hura dagegen, wo Muna aufwuchs, ist schmutzig. Die Häuser muten so einfüllig an wie Topfpflanzen im Regal eines Supermarktes. In Hura sind die Männer Busfahrer oder Bauarbeiter.

Sie als Beduinin im jüdischen Mitar, das sei natürlich nicht einfach. Nicht, dass die Einwohner nicht nett wären, aber sie halte sich lieber von ihnen fern, um die eigene Kultur nicht ganz zu verlieren. Ein schwieriger Spagat zwischen Tradition und Moderne, gewiss. Manchmal fühle sie sich schuldig, weil sie die Mentalität ihrer Gemeinschaft kritisiere und dann doch nur zuschaue. Gegen die Ehrenmorde zum Beispiel nichts Konkretes unternahme. «Wir haben nun einmal einen anderen Ehrbegriff als die Europäer», verteidigt Munas Mann Ahmed den traditionellen Kodex: «Die Frau, das Land, die Waffe, das bedeutet Ehre. Die Frau ist das Wichtigste. Wenn einer deine Frau tötet, kann die Familie der Frau vier Männer aus der Familie des Mörders töten.»

Muna schüttelt den Kopf. «Und wenn eine Frau einen Mann vor der Ehe trifft, kann ihre Familie sie töten. Während die Männer tun und lassen können, was sie wollen. So geht das doch nicht!» Ihre Kinder sollen jedenfalls toleranter erzogen werden – innerhalb gewisser Grenzen natürlich. Zum Beispiel haben die Mitschülerinnen ihrer Tochter bereits Freunde, doch ihre Tochter habe selbstverständlich nur Freundinnen. «Aber», sagt Muna, zu ihrem Mann gewendet, «selbst wenn sie vor der Ehe Sex hätte, gäbe dir das nicht das Recht, sie zu töten. Nur Gott entscheidet, er nimmt sich der Seelen an.» – «Wir leben zwar in Mitar», antwortet

Ahmed. «Doch wir sind immer noch Beduinen!» Schliesslich wäre Sex vor der Ehe auch für Muna ein «Extremfall». In Ahmeds Augen ist es der Anfang der Hurerei.

IN BEERSHEBA ODER TEL AVIV, heisst es, seien die Frauen hübsch und offen, die Russinnen sogar käuflich. Und niemand meckere, wenn sich die Beduinenmänner mit solchen Russinnen vergnügten. Die Männer seien sogar stolz darauf. – In der Tankstelle an der Weggabelung zwischen Beduinen-Hura und dem israelischen Mitar treffen sich Tamer und sein Jugendfreund Usama allabendlich mit Salah. Salah war einst Tamers Mathematiklehrer. Da die Einkünfte nicht mehr reichten, hat er zusätzlich den Job als Tankwart angenommen. Nachts hockt er in seinem stickigen Betonhäuschen mit dem vergitterten Fenster, der Neonröhre, dem kaputten Getränkeautomaten und der fleckigen Matratze. Er trinkt starken arabischen Kaffee, wartet auf seine Freunde und auf Kundschaft. Nein, er nicht, er habe noch nie eine Russin gekauft, sagt Salah und schüttet Zucker in den Topf auf dem Kerosinkocher.

Männergespräche an der Tankstelle. Sie reden über Sex, Politik, das Land, die Ungerechtigkeit, den Begriff Identität. «Identität?», wiederholt Salah. Was soll er dazu sagen? Er, ein Beduine ohne Land, der mit seiner israelischen Identitätskarte nicht mehr ins Westjordanland oder den Gazastreifen reisen kann? «Zuerst sind wir Muslime, dann Araber, dann Palästinenser, dann Israeli, dann Beduinen, und dann gehören wir unserem Stamm an.» Und die Identität? «Wie sollen wir unsere Identität, unsere Traditionen behalten, so wie wir jetzt leben? Wir haben Autos, Geld, aber wir hören die Stille nicht mehr.» Salah ist ratlos. Beduine sein ist ein Lebensstil. Einer, der Israels Regierung nicht passt, weil er ihrer Meinung nach zu viel Platz braucht. Deshalb besitzen die Beduinen heute auch nur noch zwei Prozent der gesamten Landfläche des Negev – obwohl sie fünfundzwanzig Prozent der Bevölkerung ausmachen. «Ein Beduine ohne Land ist wie eine Dromedarkuh ohne Euter», sagt Tamer. Und der Negev ist eine Wüste voller euterloser Dromedarkühe. Von den drei Männern besitzt Tamer als einziger noch ein Stück Land. Er ist zwar als Eigentümer nicht anerkannt und immer von der Vertreibung bedroht, aber er wohnt auf seinem Land.

«Wir gehören zu unserem Land, nicht zu einer Regierung», sagt Usama. Es ist eine Mär, dass die meisten Negev-Beduinen bei der Staatsgründung Israels noch Nomaden gewesen seien und es deshalb egal war, ob sie blieben oder weiterzogen. Schon damals besass ein Grossteil von ihnen Häuser und betrieb Landwirtschaft oder war zumindest teilweise angesiedelt. Trotzdem haben die

Israeli die meisten Beduinen vertrieben und ihr Land konfisziert. Auf dem Land von Usama Stamm im Norden des Negev steht heute ein Kibbutz. Die Regierung hat versucht, die verbliebenen Beduinen auf möglichst kleinem Raum zusammenzupferchen. Deshalb hat sie Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre sieben Städte für die Beduinen gebaut: Rahat, Hura, Lakiya, Tel Sheva, Segev Shalom, Kaseifa und Arrara. Sie gehören zu den ärmsten Städten in ganz Israel.

Usama wohnt in Lakiya. Als er dort ein Haus erwerben wollte, verlangte die Regierung von ihm, dass er offiziell auf alle Landansprüche verzichte. Er hat sich geweigert. Deshalb wohnt er heute mit Frau und Kindern in einem Dauerprovisorium ohne Strom- und Wasserversorgung an der Peripherie von Lakiya. Ähnlich wie Tamer befürchtet auch er, dass die Regierung eines Tages sein Haus zerstören werde. Die Trostlosigkeit zehrt an den Kräften. Oft wisse er nicht mehr, was er in diesem Leben noch solle, sagt er viel später, als wir im Büro der Schule sitzen, in der er als Schulpsychologe arbeitet. In solchen Momenten spricht Usama auch über Liebe. Während seiner Studenzeit an der Uni hatte er eine israelische Freundin. Von Eheschliessung wollten aber seine Eltern nichts wissen. So heiratete er das Beduinenmädchen mit den schönen Augen, mit dem er nicht zu sprechen verstand, weil ihm seine Eltern nie beigebracht hatten, wie man mit einem Beduinenmädchen spricht. Und das er vor der Hochzeit nicht anfassen durfte, weil das haraam ist. Usama träumt davon, nach Afrika zu reisen, alleine, weit weg von dem, was er Endstation Leben nennt.

DEN LEBENSINN HAT AMIRA SCHON LANGE VERLOREN. Manchmal wäre es ihr lieber, sie wäre tot. Man hat ihr verboten, mit mir zu sprechen. Deshalb sind unsere Begegnungen kurz, was ich von ihr erfahre, zusammengestohlene Wortfetzen. Wir nutzen den Weg von einem Haus zum andern oder die Möglichkeit, gute Nacht zu sagen. Als ich einmal vor dem Abendessen zu ihr ins Zimmer husche, zuckt sie zusammen, lässt schnell ihr Mobiltelefon in der Jackentasche verschwinden. Niemand dürfe wissen, dass sie ein Telefon habe. Obwohl der Mann, mit dem sie eben sprach, nur ein Freund sei. Einer, der ihr Mut mache und ihre Telefonrechnungen bezahle. Vor allem Tamer dürfe nichts davon erfahren, der würde sie schlagen. Grün und blau schlagen, wie zur Zeit ihrer Ehe, als sie immer wieder nach Hause gelaufen kam, weil ihr Mann sie brutal behandelt habe. «Immer küssen, immer Sex haben wollte er, und ich wollte nur weg, heim zu meiner Familie, in Ruhe gelassen werden. Aber meine Familie wollte mich nicht. Zwei Jahre habe ich durchgehalten, es waren die schlimmsten meines Lebens. Dann habe ich mich scheiden lassen. Und das habe ich noch keine Sekunde bereut, es war das Beste, was ich je getan habe. Auch

### Die Situation der Negev-Beduinen

*Kv.* Seit dem 16. Jahrhundert leben die Beduinen in der Wüste Negev als Halbnomaden. Landeigentum und Wasserrechte waren schon zur Zeit der Osmanen zwischen den Beduinenstämmen durch mündliche Vereinbarungen geregelt und nicht registriert, um Steuerforderungen der Herrscher zu umgehen. Unter den Osmanen und den Briten wurden die Vereinbarungen allgemein respektiert. Erst im Krieg von 1948 und mit der Gründung Israels wurden neunzig Prozent der Beduinen im Negev nach Jordanien oder Ägypten vertrieben. Die verbleibenden 11 000 Beduinen wurden Anfang der fünfziger Jahre in das geographische Dreieck der Städte Beersheba - Dimona - Arad gepercht. Die israelische Regierung erklärte den Negev zum Staatsbesitz und anerkannte kein Landrecht, das nicht offiziell registriert war. Mit dem «Transfer and Property Law» von 1950 konnte die Regierung frei über das Land von «absentee landlords» verfügen, so dass die Beduinen in den Reservaten automatisch ihre Ländereien verloren. Über neunzig Prozent des Beduinenlands wurden konfisziert und für israelische Siedlungen, Kibbutzim und Städte verwendet. Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre baute die Regierung sieben Beduinenstädte, in denen heute 55 000 Beduinen leben. Die Bürgermeister dieser Städte sind keine Beduinen, sondern jüdische Israeli, sie werden von der Regierung, nicht von den Stadtbewohnern eingesetzt; ihr Budget ist oft nur halb so gross wie das israelischer Städte, in denen weniger Menschen leben. Die Arbeitslosigkeit ist hoch, und die Beduinenstädte gehören zu den ärmsten in Israel.

Nicht alle Beduinen liessen sich in den Städten ansiedeln. Etwa 75 000 von ihnen leben in 45 Dörfern, die von der israelischen Regierung nicht anerkannt sind, obwohl die meisten schon lange vor der Staatsgründung Israels existierten. Da ihre Einwohner sich nicht mit offiziellen Dokumenten als Landbesitzer ausweisen können, sind ihre Häuser nach dem «Planning and Construction Law» illegal. Über 23 000 Häuser sind deshalb vom Abruch bedroht. 2004 liess die israelische Regierung 150 arabische Wohnhäuser im Negev niederreißen. Wer Häuser in nicht anerkannten Dörfern baut, wird mit Geldbussen oder Gefängnis bestraft. In den Dörfern mangelt es auch an Trinkwasser, Elektrizität, Schulen, Gesundheitsversorgung und guten Strassen. Die Regierung versucht die Beduinen mit allen Mitteln zu vertreiben. Unter Aufsicht der Grenzpolizei oder der Grünen Patrouille, einer sogenannten Umweltschutzorganisation, wird sogar Gift auf die Felder gesprüht und die Ernte vernichtet.

wenn dadurch mein Leben vorbei ist und die Familienehre geschändet. Sie haben mich ja wieder verheiratet wollen, an einen Unbekannten, einen Alten, der noch gezahlt hätte. Nach der Scheidung gibt's keine Auswahl mehr, da muss man nehmen, was kommt. So denken meine Eltern, mein Bruder. Ich denke gar nichts mehr. Ich will bloss in Ruhe gelassen werden. Ob ich Pläne habe? Wie denn? Früher wollte ich studieren. Ich war gut am Gymnasium, 95 von 100 Punkten. Aber jetzt - morgens hiebt ich jeweils Kinder, da komme ich wenigstens ein bisschen raus aus diesem Gefängnis. Einmal hatte mir mein Vater sogar erlaubt, nachmittags wegzugehen. Mein Vater ist lieb, der fasst mich nicht an. Aber dann hat Tamer davon erfahren und hat mich geschlagen. Jetzt bleibe ich zu Hause und warte. Worau? Wenn ich das wüsste. Bestimmt schmieden sie Pläne, Tamer und seine Frau und alle, alle gegen mich ...»

Sie schweigt abrupt. Tamer steht unter der Tür. Seine Augen sind hart. Der liebevolle Blick, mit dem er seinen Sohn immer ansieht, ist verschwunden. «Wir essen», sagt er barsch.

TAMER HÄNGT WÜTEND ÜBER DEM LENKRAD. An diesem Morgen hat er geschlagene zwei Stunden mit Hussein ar-Rafaya, dem Chef des Regionalbüros für nicht anerkannte Beduinenstädte, politisiert. Interne Politik. Nicht alle fünf Stämme akzeptieren den regionalen Vertreter. Tag für Tag haben sich Hussein und sein Herausforderer eine rhetorische Schlacht per Kolumne in der Lokalzeitung geliefert. «Idioten», zischt Tamer. «Von den Palästinensern werden wir verachtet, weil einige von uns in der israelischen Armee dienen.



«Wenn einer deine Frau tötet, kann die Familie der Frau vier Männer aus der Familie des Mörders töten», besagt der Ehrenkodex.

Für die Israeli sind wir dreckige Araber, Bauarbeiter, Trottel, und dann, als sei das alles nicht Elends genug, hacken wir auch noch gegenseitig aufeinander ein.» Mit diesen ewigen Stammesfehden müsste man endlich aufhören. Neue Strukturen schaffen, durch Wahlen zum Beispiel. Er sei ein moderner Beduine, habe in Tel Aviv Geographie studiert und sich an der Universität Beersheba zum Schulpsychologen ausbilden lassen, er wisse, wie die moderne Welt funktioniere.

«Warum hast du deine Schwester an ihren Cousin verheiratet, wenn sie nicht wollte? Und wieso hast du sie nicht vor ihm geschützt, wenn du doch anders, modern, gebildet sein willst?» Tamer überhört die Frage geflüssentlich. Als ich sie wiederhole, ist er empört: «Hat sie dir das erzählt? Mir hat sie nie gesagt, dass sie ihn nicht heiraten will. Viele Mädchen weinen bei der Hochzeit. Das ist normaler, als wenn sie lachen würden.» Der Mann, den seine Schwester vor drei Jahren geheiratet habe, sei ein guter Mann, glaubt Tamer. «Ist es normal, wenn jemand lieber sterben möchte als heiraten? Und wie hilfst du ihr jetzt, wenn sie von der Gesellschaft verachtet wird, weil sie geschieden ist, entjungfert, widerspenstig?» Tamer zuckt die Achseln. «Sie wird schon einen finden. Es haben Männer nach ihr gefragt, aber sie wollte nicht.»

Lunch in Rahat. Warten auf den Kebab. Tamer, der entweder schweigt oder politisiert, spricht ohne Pause über die Liebe: «Ich war knapp zwanzig, da kam ich einmal von der Schule nach Hause. Viele Leute waren bei uns im Wohnzimmer, und ich fragte meinen Vater: «Was tun die hier?», und mein Vater sagte: «Das ist ein Fest, und du bist die Hauptperson. Wir haben eine Frau für dich gefunden.» Ich fragte, wer das sein sollte, und mein Vater sagte, es genüge, wenn ich die Braut am Hochzeitstag sehe. Das wollte ich nicht. Ich wartete zwei Jahre. Wir hier, wir sind geduldig. Dann ging ich zum Vater der versprochenen Braut und sagte, dass ich seine Tochter nicht wollte. Mein Vater war wütend, wir haben zwei Monate kein Wort miteinander gesprochen. In Tel Aviv an der Uni hatte ich eine jüdische Freundin. Wir wollten heiraten, aber ihr Vater sagte: «Ein Muslim? Kommt gar nicht in Frage.» Nach der Uni habe ich mich verliebt. In eine andere Lehrerin, eine Beduinin. Wir wollten heiraten, aber ich war vom falschen Stamm, und ihr Vater gab seine Einwilligung nicht. Ich sagte: «Lass uns weglaufen.» Doch sie hatte Angst, ihre Eltern würden sie töten. Ich wollte nichts mehr von Frauen wissen, ich wollte nicht mehr heiraten. Nie mehr. Nicht hier. Doch das Studium war zu Ende. Ich hatte keinen Grund mehr, eine Hochzeit aufzuschieben. Ein Freund zeigte mir ein Bild von Manal. Aber wie sollte ich eine Fotografie heiraten?» Tamer heiratete die Fotografie namens Manal dann doch. Der

Druck seitens der Mutter und seiner Freunde sei zu gross gewesen. Unmöglich, sich den eigenen Eltern zu widersetzen. «Ich fragte meinen Vater, ob er mich zu Manal's Eltern begleite. Aber er war immer noch wütend, weil ich seinen ersten Vorschlag abgelehnt hatte. Ich fragte meinen Grossvater, und wir gingen zwei Monate lang immer und immer wieder zur Familie meiner zukünftigen Frau. Manal habe ich bis zu dem Tag nicht gesehen, als ich ihrem Vater über dem Koran die Hand schüttelte. Ein Handschlag, und sie war mein. Ich bin gebildet, habe einen besseren Status, deshalb hat er mich akzeptiert. Dann habe ich siebentausend Dollar bezahlt. Die Hochzeit hat mich zwanzigtausend Dollar gekostet, ich musste Gold und Kleider kaufen und das Fest bezahlen. So ist das bei uns. Meine Freunde haben mir Geld geliehen. Vor der Hochzeit sah ich Manal einige Male. Natürlich immer in Begleitung ihrer Mutter. Wir sprachen über das Haus, Kinder, das Leben. Praktische Dinge. Liebe? Nein, das ist etwas anderes. Von Liebe wissen meine Eltern nichts, und was ich jetzt empfinde, das ist nicht Liebe. Ich schätze und achte Manal. Sie ist meine Frau.»

Er wolle es anders machen als seine Eltern, sagt Tamer. Was also, wenn sein Sohn Ibrahim eines Tages seine israelische Freundin heiraten will? «Das ist eine sehr, sehr schwierige Frage.» Vielleicht würde er Ibrahim seine Einwilligung geben, aber niemals seiner Tochter. Für sie komme allerhöchstens ein Mann eines anderen Beduinenstammes in Frage. Ein Jude auf keinen Fall. Später sagt Tamer resigniert: «Die Wüste, das ist Freiheit pur. Aber hier ist sie ein grosses Gefängnis, in dem du herumkriechst und an die Stäbe hämmerst, und am Ende bleibst du doch hocken.»

EPILOG: Etliche Tage und viele unterbrochene Telefongespräche nach meinem Besuch im Negev erzählt Amira am Telefon noch mehr von dem, was zu erzählen ihr verboten worden war: «Ich war im fünften Monat schwanger, als ich mich scheiden liess. Tamer schlug mich so oft auf den Bauch, bis ich eines Tages im Spital aufwachte. Das Kind war weg. Als sie dann versuchten, mich mit einem alten Mann zu verheiraten, habe ich mir die Pulsadern aufgeschnitten. Gestorben bin ich leider nicht. Jetzt schmieden sie wieder Heiratspläne für mich, um die Familienehre zu retten. Weglaufen kann ich nicht. Ich habe Angst vor morgen, vor der Zukunft, vor den Menschen.»

# Laudatio

für den Artikel **Wenn Beduinen lieben**  
von **Karin Wenger**  
erschieden in Neue Zürcher Zeitung, 15./16. Oktober 2005

---

Wenn Beduinen lieben – so heisst die von uns prämierte Reportage von Karin Wenger aus der israelischen Wüste Negev.

Ja, ich kenne Karin Wenger. Sie war die erste Schweizerin, die in einer hundertköpfigen schweizerisch-deutschen Klasse über Medienrecht an der Universität Freiburg neben den rhetorisch dominanten Deutschen den Mund aufmachte. Und sie buchte mich sogleich für eine Blattkritik an der Studentenzeitschrift – immer voll da.

Jahre später las ich einige ihrer Texte aus Israel. Eine freie Journalistin auf einsamer Pirsch, vermutete ich. Und jetzt das: Eine grosse, bedrängende Reportage aus der israelischen Wüste Negev in der Samstagsbeilage «Zeitbilder» der NZZ.

Die Reportage setzt ein mit einer volltönenden Sentenz: «Wenn überall Wüste ist, riecht es nach Freiheit.» Dann etwas Beschreibung, nicht ohne Risiko. Von einem Haus sagt sie, es sehe aus wie ein «Schöner-Wohnen-Prospekt»; wirklich Karin? Aber schon nimmt die zweite Sentenz die erste auf: «Schnell ist der Duft der Freiheit verweht. Hier im Dorf der zwei Häuser wirkt die Wüste irgendwie anders, beklemmend.»

Alles, was folgt auf den fast zwei Textseiten, *ist* beklemmend: Eine dichte und präzise Beschreibung des Innenlebens eines Beduinenclans. Die Handicaps einer von den Israelis unterdrückten Minderheit verschränken sich mit der machistischen Tradition dieser Ethnie. Leidtragende sind die Frauen. Einige Männer tasten sich zögernd in die neue Zeit.

Die Prosa ist jetzt genau, nahe an der Sache. Karin Wenger erhebt keine Anklagen. Von den eingesetzten israelischen Verwaltern kommt keiner zu Wort – schade. Dennoch überzeugt der Text. Polemik ist Karin Wengers Sache nicht; eher gebändigte Empathie. Die eine oder andere polemische Regung wächst der Leserin, dem Leser zu – einfach aus der Beschreibung, aus der Sache. Das eben ist die Kunst der Reportage.

Peter Studer

# Der Zürcher Journalistenpreis 2006

wird

Herrn Christoph Scheuring

für seinen Artikel

Szenen einer Ehe

erschienen in Sie + Er, SonntagsBlick Magazin, vom 16. Oktober 2005

verliehen.

Zürich, 18. Mai 2006

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher



Peter Studer

ROGER BENOIT

# SZENEN EINER EHE

Seine Heimat ist die Boxengasse, der Rennzirkus seine Familie. Bernie Ecclestone nennt er «Herrn Eierstein» und mit Michael Schumacher spielt er zwischendurch mal eine Partie Backgammon. Der Mann, der nie Socken trägt und im Mundwinkel immer eine Havanna, ist eine Institution. Seit 35 Jahren berichtet er für BLICK über die Formel 1

TEXT **CHRISTOPH SCHEURING** | FOTOS **JÖRG WISCHMANN**

**D**as Problem dieser Geschichte ist: Sie sieht nach Gefälligkeit aus oder wenigstens nach Befangenheit oder nach dem Versuch, einem Menschen auftragsgemäss ein Denkmal zu setzen. Denn sie handelt von einem Journalisten aus dem eigenen Haus, zuständig dort für die Formel 1 und das seit ungefähr einem halben Jahrhundert.

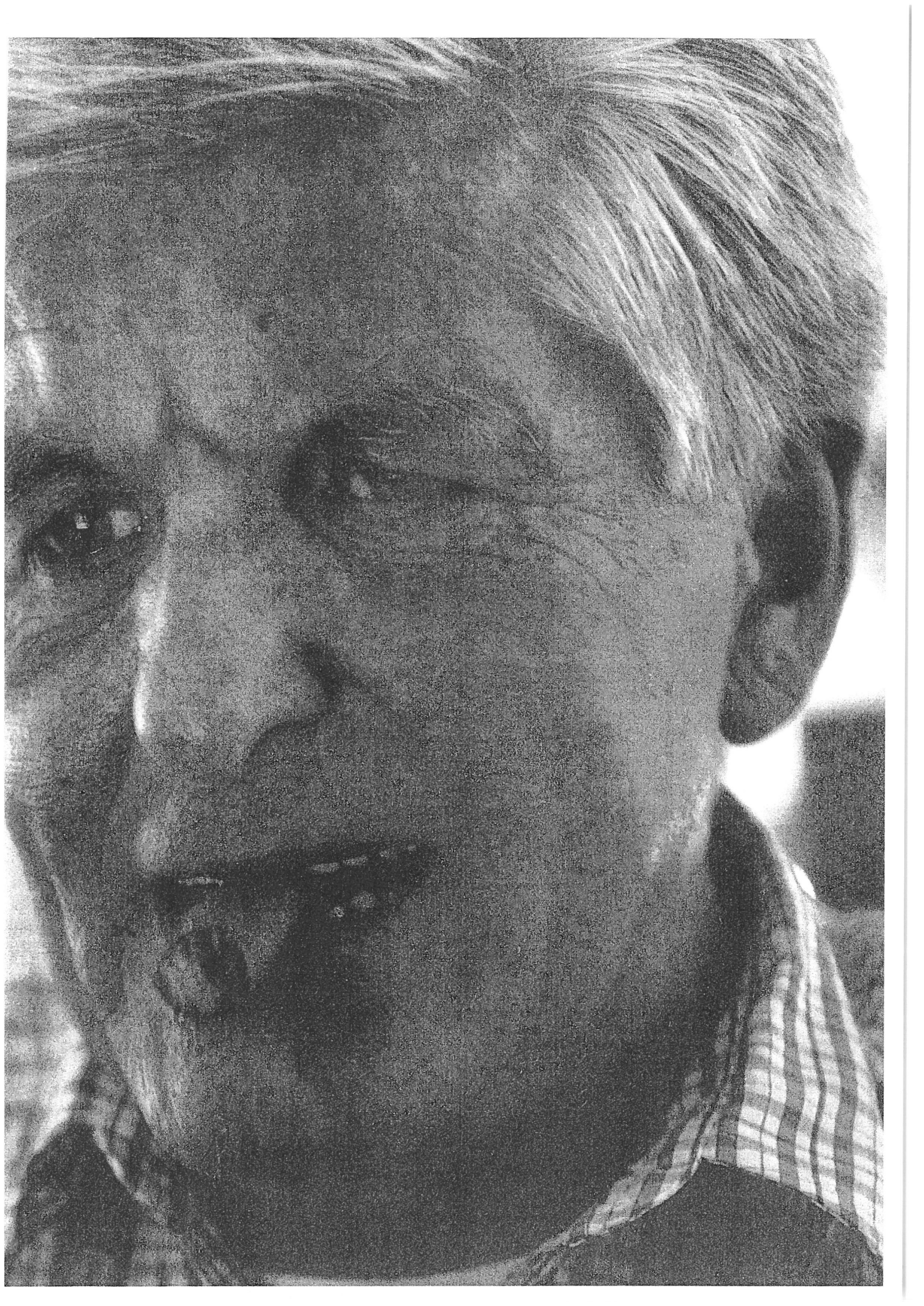
Allerdings hat kein Journalist der Welt mehr Formel-1-Rennen gesehen als er. Keiner hat weniger Rennen verpasst, keiner ist länger dabei und keiner hatte jemals einen engeren Kontakt zu den Fahrern. Deshalb verkörpert auch niemand die Medien in der Formel 1 besser als er. An keiner Figur lassen sich Wirkung und Wandel der Presse besser erzählen. Roger Benoit, 56, ist eine Institution in der Formel 1 wie sonst nur noch Bernie Ecclestone oder Michael Schumacher oder Niki Lauda. Deshalb diese Geschichte.

Was die Formel 1 aus dem Charakter eines Menschen macht, erzählt die Geschichte ebenfalls. Auch wenn sein Leben nicht wirklich zur Verallgemeinerung taugt. Dazu unterscheidet sich Roger Benoit zu sehr von allen anderen Journa-



## «EIGENTLICH FÜHRE ICH NUR EIN TAGEBUCH»

Benoit, wie immer barfuss und mit Zigarre, ist der dienstälteste Formel-1-Journalist. Der GP in Schanghai von heute Sonntag, ist sein 518



listen. Selbst jetzt, da er nur in seinem aufrechten, etwas steifen Gang durch das Fahrerlager in Hockenheim (D) hastet. Benoit trägt ein kariertes Hemd und eine Hose, die unten herum weit geschnitten ist wie ein Trichter, und die Füße stecken in Slippers aus braunem Leder. Ohne Strümpfe, weil er nie welche trägt. Nicht einmal bei minus 10 Grad auf einem Gletscher. In der einen Hand hält er ein orangefarbenes Ringbuch und in der anderen eine halbierte Havanna, weil er ein 20-Zentimeter-Rohr im Mund hier für unpassend hält. Zu viel Ähnlichkeit mit feisten Managern oder fiesen Mafiosi.

Es ist Samstagmittag gegen zwei Uhr, kurz nach der Qualifikation für das morgige Rennen. Wie meistens in dieser Saison hat Kimi Räikkönen dabei geblüht und Sauber enttäuscht und Juan Pablo Montoya seinen Wagen weggeworfen in der letzten Sekunde. Was bleibt, ist die Klärung des Sachverhalts. Das passiert – wie immer – im Motorhome bei Peter Sauber, am letzten Tisch neben dem Tresen, und wie immer gibt es dabei zuerst Aprikosenkuchen mit Rahm und für Benoit keine Erdbeere obendrauf, weil alle hier wissen, dass er dagegen allergisch ist.

Danach zündet sich Sauber eine Davidoff an und Benoit die nächste halbierte Havanna, und eigentlich wäre jetzt Gelegenheit für einige Fragen, aber Benoit kaut nur auf seiner Zigarre herum, die langsam aufweicht und zwischen den Zähnen zerbröseln. Manchmal schaut er ein wenig desinteressiert auf den Fernseher an der Seite. Manchmal malt er mit seiner akkuraten Handschrift ein einzelnes Wort in sein Notizbuch. Und als er nach 20 Minuten aufsteht, hat er nicht eine einzige Frage gestellt.

Das liegt nicht daran, dass Benoit kein Interesse mehr hätte an seiner Arbeit. Sondern daran, dass er nichts sagen muss, weil sowieso jeder weiss, was er braucht, das ist wie nach zehn Jahren Ehe.

Kein anderer Journalist könnte sich so etwas leisten, auf keinem Gebiet und schon gar nicht hier, wo das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage in Sachen Information schlechter

#### **JOURNALIST MIT AUFRICHEM GANG**

Jeder in der Boxengasse kennt Roger Benoit.

Wenn er sich jeweils nach dem Qualifying mit Peter Sauber trifft (o.), braucht er keine Fragen zu stellen.

Der Rennstallbesitzer weiss auch so, was der Reporter braucht



ist als in jeder anderen Branche. Nirgendwo bündelt sich mehr Interesse auf weniger Personal, nirgendwo sind Informationen derart konfektioniert, nirgendwo rühren mehr Journalisten im selben Topf, nirgendwo besteht weniger Aussicht auf ein echtes Stück Fleisch in der Suppe. 500 Journalisten sind es zurzeit in Hockenheim und vielleicht fünf interessante Teams, und das macht aus jedem einzelnen Reporter ein Subjekt, auf das man gerne verzichten könnte. Ungefähr so beliebt wie die Stechmücken am Rhein 10 Kilometer weiter westlich.

#### **SEIT 35 JAHREN IST ER VERHEIRATET MIT DER FORMEL 1, 24 STUNDEN AM TAG**

Dass es bei Roger Benoit anders ist, liegt daran, dass der Begriff «Ehe» bei ihm mehr ist als eine Metapher. Seit 35 Jahren ist er verheiratet mit der Formel 1 und das 24 Stunden am Tag und sieben Tage die Woche und nur ganz selten hat er mal fremd geflirtet. «Meine einzige Familie ist die Formel 1», sagt er selbst, auch wenn so ein Satz immer wie eine Floskel klingt. Bei ihm aber trifft er den Kern der Geschichte.

Denn eigentlich hatte Benoit schon in seiner Kindheit nicht das Gefühl, Teil einer intakten Familie zu sein. Das Verhältnis zum Vater war sowieso nicht so eng, und die Mutter litt unter Migräne und war für ihn selten ansprechbar, und irgendwann hielt sie den Schmerz gar nicht mehr aus und setzte ihrem Leben im Wasser ein Ende. Benoit war nicht einmal auf ihrer Beerdigung und hat auch das Grab nie besucht, und als später der Vater starb, war es für ihn nicht so viel anders. Vielleicht lag es daran, dass er für sich selbst sorgen musste, seit er mit 16 Jahren beschlossen hatte, für sich selbst verantwortlich zu sein. Damals quittierte er das Gymnasium, weil er fand, dass einer wie er, «der eine Eiche nicht von einer Fichte unterscheiden kann», nichts zu suchen hat auf einer naturwissenschaftlichen Schule. Stattdessen lernte er die Schriftsetzerei und wurde der «weltschnellste Setzer von Todesanzeigen», und am Wochenen-

de berichtete er dann von irgendwelchen Fussballspielen aus der Provinz. Abwechselnd für den Boulevard und eine Zeitung, die früher mal das «Basler Intelligenzblatt» war. Irgendwann entschied sich Benoit für den Boulevard, weil der Boulevard prinzipiell immer auf der richtigen Seite des Lebens steht. Und weil sich die Intelligenz immer um ein klares Bekenntnis zum Sieger mogelt.

Mit 17 hatte er bereits seine eigene Wohnung und verdiente sein eigenes Geld und drei Jahre später schrieb er zum ersten Mal von einem Rennen der Formel 1. Das war 1969. Seit dem 20. Juli 1970 hat er dann kein einziges mehr verpasst. (Bis auf die Grand Prix in Magny-Cours, aber das ist ein anderes Thema.)

In seinen Anfängen jedenfalls sah die Arithmetik während der Rennen noch folgendermassen aus: Auf 20 Fahrer kamen ungefähr 10 Journalisten, und die wurden von Bernie Ecclestone per Handschlag begrüsst, und wenn die Fahrer ein neues Gesicht bei den Medien sahen, kamen sie vorbei, um sich vorzustellen. Heute kann man sich nicht einmal vorstellen, dass sie überhaupt noch in neue Gesichter sehen. Einfach zu viele Termine: Sponsorenauftritte, Mechaniker-Meetings, Taktikbesprechungen, Fitnessseinheiten, Physiotherapeut. Früher sassen die Rennfahrer dagegen die meiste Zeit nur herum und rauchten Kette und waren dankbar für eine Frage. Deshalb war in den 70er-Jahren der Journalist noch der heimliche Star. Wahrscheinlich ist Benoit der Einzige, der diese Attitüde hinüberretten konnte in die Moderne.

Die Fahrer jedenfalls konnten es nicht und auch bei den Frauen hat Benoit seine Zweifel, wenn er hier durch die Gasse schaut: Zehn Zentimeter hochgebockt und so tief wie möglich freigelegt und beim Gehen zerreiben sie ihre Schritte ganz oben zwischen den Beinen. Manche schwenken auch die operierten Brüste durch die Menge wie ein Kriegsschiff sein Zwillingsschutz. Alles ist inhaltsleerer und unverhüllter geworden, im eigentlichen Sinne des Worts. Und aus allem leuchtet das Marketing, entweder für sich selbst oder im Auftrag von Red Bull, die hier eine Horde «Studentinnen» engagiert haben, um vor ihrem Logo herumzustehen. Als Magnet für die Fotografen. Die Studentinnen sagen dann Sätze wie: «Hi, ich heisse Jenny und ich finde Nick von den Backstreet Boys süß und meine Katze Jerry.» Das mit den Fotografen funktioniert trotzdem streifenfrei, wie eigentlich alles, was Red Bull beim Marketing macht. Benoit hat nicht einmal einen halben Blick dafür übrig. →





«Früher hatten die Frauen mehr Klasse», sagt er, aber möglicherweise ist dieser Satz auch der Verklärung der frühen Jahre geschuldet. Mit schnellen Schritten läuft er das Fahrerlager entlang, bis runter zum Pressezentrum, wo er seit Jahren denselben Sitzplatz hat: erste Reihe, dritter Stuhl, rechts von der Mitte. Hinter ihm sitzen jetzt zwei Jungs von der «Bild»-Zeitung, die noch nicht geboren waren, als er anfang mit seiner Arbeit. Und neben ihm hockt Michael Schmidt, der für «Auto, Motor und Sport» recherchiert, und so was Ähnliches ist wie Benoits Alter Ego. Schmidt kennt sich aus mit Motoren und Fahrwerken und dem Regelwerk, das dicker ist als das Zürcher Telefonbuch. Benoit weiss eher um die Beziehungen der Protagonisten untereinander.

Deshalb arbeiten sie manchmal zusammen, wenn es um komplexere Themen geht. Wie zum Beispiel: Was ist das Revolutionäre an der Aerodynamik des McLaren-Mercedes? Oder: Warum geht deren Motor so häufig kaputt? Oder: Wie funktioniert eigentlich eine Startautomatik? Technik hat Benoit seit 35 Jahren nicht interessiert. Nicht einmal an seinem eigenen Auto.

«Dafür hat er im Unterschied zu anderen Journalisten eine Meinung», sagt Schmidt. «Die meisten Reporter vom Boulevard müssen schreiben, was ihre Redaktion verlangt. Benoit würde eher kündigen, als einen Millimeter abzurücken von seinem Standpunkt.»

Vielleicht ist das der Grund, dass Benoit auch mit 56 Jahren noch eine Erscheinung ist und nicht so aussieht wie viele andere Sportjournalisten: irgendwie jung aber gleichzeitig verbraucht, mit weiten Hemden, die einen Bauch kaschieren sollen, der von zu viel Bier herrührt und davon, dass die Formel 1 kein komfortabler Platz mehr ist für die aufrechte Haltung. Benoit dagegen hat sich in 35 Jahren optisch nicht entscheidend verändert: immer noch volle Haare, eine schmale Silhouette und ein markantes Profil.

### DIE HALBIERTE HAVANNA

Seine Zigarren schneidet Benoit entzwei, weil ein 20-Zentimeter-Rohr zu sehr nach Manager oder Mafioso aussehen würde. Niki Lauda (o.) ist vielleicht sein engster, aber längst nicht sein einziger Freund im Rennzirkus



«Benoit schreibt auch seit 35 Jahren nur über sich selbst», meint Helmut Uhl, der auch für die «Bild»-Zeitung arbeitet und im Pressezentrum schräg hinter ihm sitzt. Benoit selbst meint: «Eigentlich führe ich seit 35 Jahren nur ein Tagebuch.» Das klingt auf der einen Seite nach einer ganz leichten Übung.

Andererseits ist es schwierig, in der Formel 1 mit der eigenen Meinung länger zu überleben als eine Saison, weil Meinung meistens Lob oder Tadel ist, und damit macht man sich immer nur die Hälfte der Fahrer zum Freunde. Für die andere Hälfte ist man eine mindere Kreatur, und das gilt besonders dann, wenn die Protagonisten miteinander verfeindet sind. Wie früher zum Beispiel Nelson Piquet und Niki Lauda. Benoit war mit beiden befreundet und ist es immer noch, und eigentlich ist schon das eine wirkliche Leistung.

### ALS EINZIGER JOURNALIST DARF ER SEIN AUTO AN DER RENNSTRECKE PARKEN

Denn das grundlegende Dilemma im Journalismus ist: Wie nah muss ich sein, um Informationen zu bekommen, und wie weit weg muss ich sein, um mich durch Freundschaft nicht korrumpieren zu lassen? Wie sehr darf ich Vertrauter sein und wie sehr Verräter? Wo bin ich Journalist und wo ein Freund, wie sehr gehöre ich der Formel 1 und wie sehr meiner Zeitung?

Für Benoit hat dieses Dilemma nie existiert, weil er seine Familie sowieso niemals verraten hätte und weil ihn die exklusive Nachricht eigentlich nur peripher interessiert. Er gehörte nie zu den Journalisten, die eifersüchtig auf ihren Informationen sassen, nur um besser oder schneller zu sein. Wenn es für den Sport wichtig war, gab er eine exklusive Nachricht auch an seine Kollegen weiter. Und wenn nicht, verschwieg er sie manchmal ganz, wie damals, als er herausgefunden hatte, dass der Bruder einer Formel-1-Grösse ein RAF-Terrorist war, den die Polizei in Deutschland erschossen hatte. Benoit hat es bis heute nirgends erwähnt. Auch wenn es aus Sicht

des Boulevards «ein Knaller» ist. So nennt er diese Art der Nachrichten selber.

Dass Benoit noch nie eine Freundschaft verraten musste, liegt auch daran, dass es für ihn immer genug zu schreiben gab. «Das Wichtigste in unserem Beruf ist ein voller Rucksack», sagt er an diesem Samstagnachmittag im Pressezelt. «Die meisten Reporter verschliessen sofort alles, was sie an Informationen haben und irgendwann müssen sie dann ihre eigenen Leute verraten, weil ihnen sonst der Stoff ausgeht. Wer von der Hand in den Mund lebt, wird irgendwann verhungern in unserem Geschäft. Man muss sich Zeit lassen können und immer noch etwas im Rucksack haben.»

Er selbst hat Proviant für mindestens drei bis vier Wochen dabei. Heute ist es die Nachricht, dass Williams im nächsten Jahr mit Cosworth-Motoren fährt, was jetzt nicht wirklich «ein Knaller» ist, aber immerhin exklusiv, und dann ist er noch der Meinung, dass nur ein Wunder Sauber an diesem Wochenende helfen kann und dass Montoya sowieso nie Weltmeister wird, weil er schon Probleme hat mit dem Rechnen. Vier Seiten füllt er damit, und macht dann auch noch die Schlagzeilen selbst, und damit ist er gegen sechs Uhr am Abend fertig, obwohl er Zeit hätte bis zehn und auch sonst keinen Plan hat für die nächsten paar Stunden: vielleicht eine Partie Backgammon gegen Michael Schumacher oder gegen «Herrn Eierstein», wie er Bernie Ecclestone nennt. Der hat schon einmal 5000 Dollar verloren dabei. Das war allerdings bereits 1974. Aber wahrscheinlich ärgert er sich noch immer darüber.

Was Benoit auf keinen Fall machen wird, ist jene Red-Bull-Veranstaltung zu besuchen, die eher was für den Bildungsbürger ist, weil dort noch viel mehr freigelegte «Studentinnen» parken. Seit Red Bull eingestiegen ist in die Formel 1 und vor jedem Rennen eine von diesen Partys gibt, ist das Team die Verkörperung der Moderne: Grosser Spass, clevere Werbung, und der «Sport» spielt nur noch eine beiläufige Rolle. Wahrscheinlich haben moderne Studenten dieses Image vom Kampf Mann gegen Mann oder PS gegen PS auch längst dechiffriert. Zu sehr wird der ganze Zirkus heute dominiert von den Marketing-Interessen der grossen Konzerne.

Benoit verkörpert dagegen eher die alte Schule. Das gilt auch für seinen Begriff vom Journalismus: «Das Wichtigste ist, dass du gute Informationen hast und dass die Fakten stimmen und dass du im Text keine Fehler machst», sagt er. «Schlechter als 5,8 oder 5,9 in der A-Note zu sein, ist für mich unverzeihlich.» →



Die Note für den künstlerischen Vortrag ist dann in seinen Augen nicht mehr entscheidend, obwohl er zu den inspirierteren Boulevard-Schreibern zählt und eine Passion für Gedichte hat. Sogar selbst welche schreibt, auch wenn diese niemand zu sehen bekommt. In einem Zeitungsartikel aber hält er schöne Worte für «Seidenpapier». Viel weniger bedeutend als eine Nachricht.

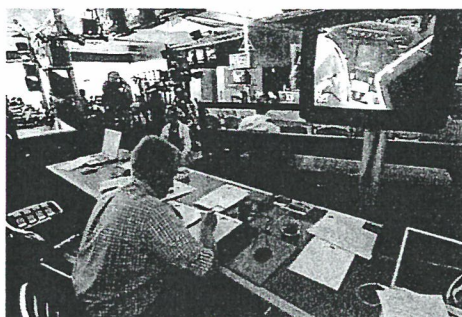
Die allerdings ist heute schwieriger zu bekommen als vor 20 Jahren, weil sich die Informationspolitik der Teams grundsätzlich gewandelt hat. Echte Neuigkeiten sind heute einfach zu wichtig, um sie noch dem Engagement des einzelnen Journalisten zu überlassen. Heute werden Nachrichten ausschliesslich auf irgendwelchen Pressekonferenzen gereicht, so dass alle Journalisten dasselbe Material besitzen und die Firma jederzeit die Kontrolle behält. Das führt dazu, dass der Journalist selbst austauschbar wird, und nur noch das Medium von Interesse ist, das er verkörpert: Ganz oben wohnen dabei die Jungs vom Fernsehen, weil das Fernsehen Millionen bezahlt und Millionen erreicht, und dann kommt die «Bild»-Zeitung, weil sie mächtig genug ist, um das Klima der Berichterstattung zu prägen, und ganz unten hausen die B-Noten-Schreiber des «Spiegels» oder der «Zeit», die immer ihre Distanziertheit bewahren wollen, und sich niemals bekennen würden zur Faszination eines Siegs. Marketingtechnisch sind sie deshalb ohne Bedeutung.

In diesem System ist Benoit ein Quastenflosser aus dem frühen Tertiär: der letzte Überlebende aus einer Zeit, in der die Presse nicht gleichgeschaltet war und in der die Persönlichkeit wichtiger war als die Bedeutung des Blattes. Als Schweizer hätte er sonst sowieso keine Chancen gehabt. Zu klein ist der Markt, auch wenn die Hälfte aller Fahrer in unserem Land versteuern. Deshalb arbeitet er quasi ausser Konkurrenz, mit niemand anderem hier vergleichbar.

Es ist auch der Grund, dass er als einziger Journalist sein Auto direkt an der Rennstrecke parken darf. Von dort fährt er dann direkt zum

### ERSTE REIHE, DRITTER STUHL, RECHTS VON DER MITTE

Im Pressezentrum belegt Benoit seit Jahren denselben Platz. Wenn die Fahrer die Ziellinie überqueren, hat er seinen ersten Artikel meist schon beendet – auch wenn er nur mit zwei Fingern schreibt



«Holiday Inn», wo auch Michael Schumacher oder Herr Eierstein wohnen und wo er als einziger Journalist am Rennwochenende ein Zimmer bekommt. Raum 364, es ist seit Jahrzehnten dasselbe. Dorthin geht auch der Fax mit den Druckseiten für die letzte Kontrolle. Wenn er dann noch einen Fehler findet, bräuchte die Redaktion für die folgende Konversation kein Telefon mehr. Er wäre auch so in Zürich zu hören. Luftlinie sind es knapp 300 Kilometer.

Am Abend findet sich dann Michael Schumacher für ein kleines Spielchen im Garten des Hotels und danach ist Benoit um 32 Euro leichter, aber darüber würde er in keiner Kolumne ein Wort verlieren, weil das Private bei ihm privat bleiben kann. Das wissen eigentlich alle Fahrer.

### ZUM 400. GP SCHENKTE IHM BERNIE EINE PARTY SAMT RUSSISCHEM HÄSCHEN

Es ist gegen 11 Uhr, als er dann zurückgeht ins Zimmer. Meistens legt er sich dann für zwei Stunden in die Wanne und schaut danach CNN und kontrolliert auf Videotext, Tafel 244, die Fussball-Ergebnisse in Finnland oder der Slowakei. Und auf Tafel 585, was die Baseball-Saison in Amerika macht. Er weiss auch, welcher Tennisspieler bei welchem Provinzturmier im Viertelfinale gescheitert ist, und wer bei welcher Rennserie in England oder Japan als grosses Talent gehandelt wird. Das ist eines der Dinge, die ihn auszeichnen im Unterschied zu allen anderen Journalisten: Immer wenn ein neuer Stern am Fahrerhimmel aufgeht, hat ihn Benoit schon längst interviewt. Immer ist er der erste Medienvertreter, dem die Fahrer begegnen.

Das ist auch vor jedem Rennen so: Bei Benoit beginnt das Grand-Prix-Wochenende immer schon dienstags. Andere Journalisten reisen dagegen am Donnerstag an. Übers Jahr gerechnet ist Benoit deshalb im Schnitt zwei Nächte pro Woche zu Hause, und das hat sich mittlerweile auf 150 freie Tage summiert, mit denen er nichts anfangen kann, weil ihn Urlaub sowieso nicht interessiert. Nur einmal pro

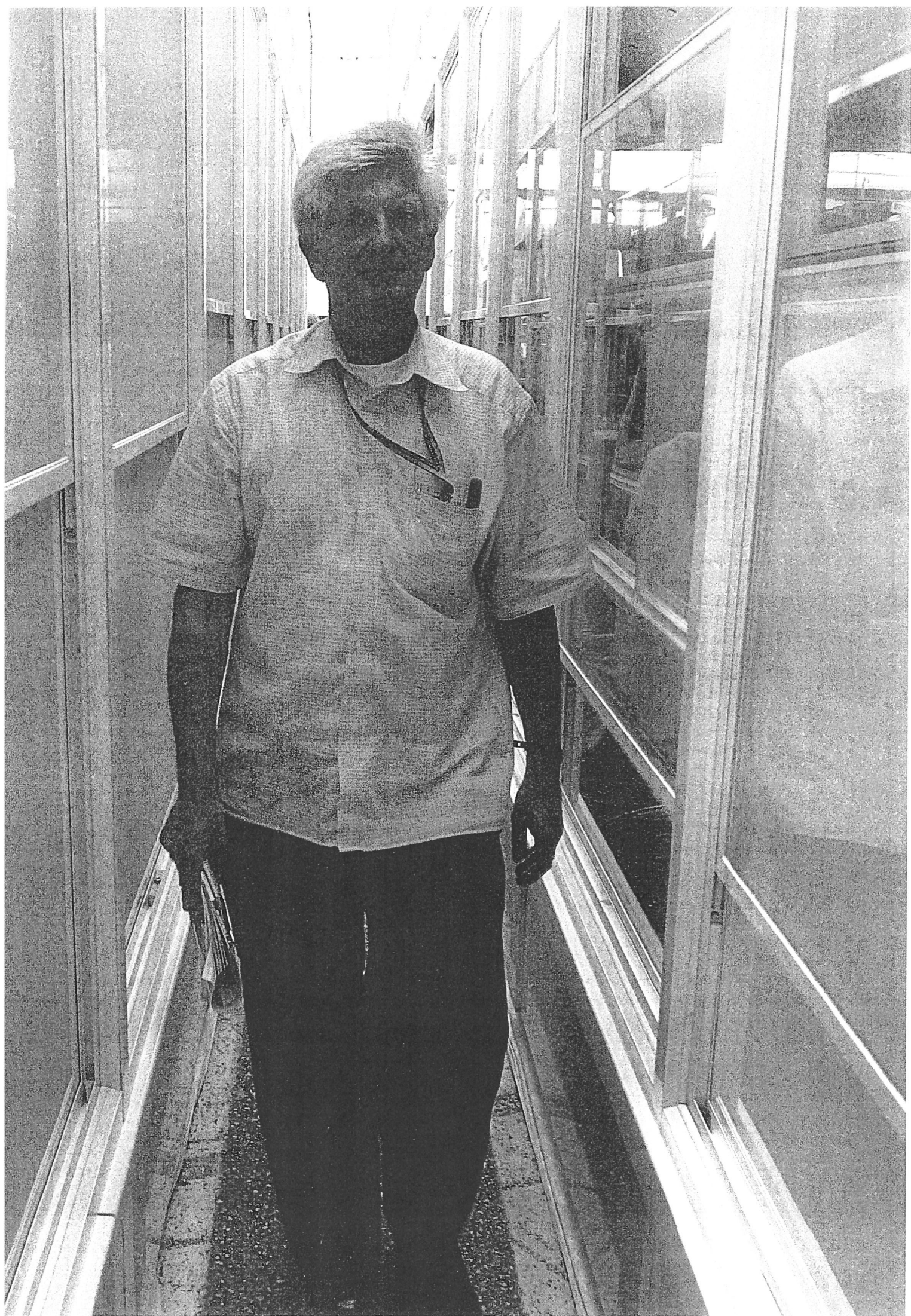
Jahr entspannt er sich zwei Wochen in «The Regent» in Kuala Lumpur. Immer Raum 1720. Eigentlich, weil er in Malaysia neue Hemden und Hosen kauft. Macht er jedes Jahr, immer beim selben Schneider, natürlich.

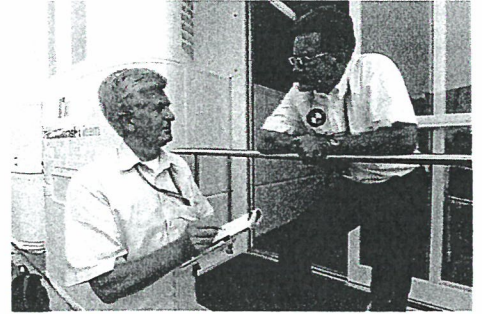
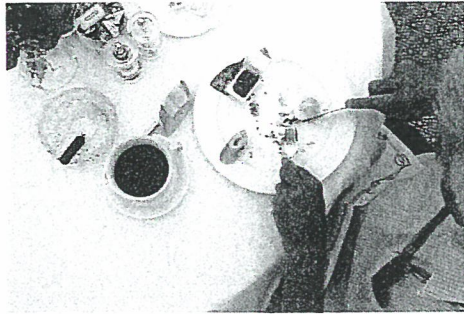
Welche Frau würde so was auf Dauer mitmachen wollen: Permanenter Jetlag, keine Heimat, wenig Urlaub und der Qualm von mindestens sechs Zigarren pro Tag? Mit einer war Benoit mal verheiratet. Die Ehe hat exakt ein Jahr und vier Tage gedauert und ihn mehr als 250 000 Franken gekostet. Seitdem hat sich dieses Thema für ihn erledigt. Keine Frau, keine Kinder, keine Geschwister, keine Verwandtschaft. Es ist kein leeres Gerede von der Formel 1 als seiner Familie. Auch wenn es am Ende des Tages wieder nur das leere Hotelzimmer ist, das auf ihn wartet.

Vor vier Uhr am Morgen schläft er dann selten ein, und länger als zwei oder drei Stunden dauert keine Nacht, aber der Körper scheint aus irgendwelchen Gründen immun zu sein gegen diese Strapaze: Eigentlich sieht Benoit sogar immer ziemlich erholt aus und sowieso jünger als 56, und in all den Jahren hat ihn auch nur eine einzige Krankheit einmal aus den Schuhen gekippt. Damals sackte er in der Redaktion zusammen und wurde mit Blaulicht in ein Krankenhaus transportiert, und dort schnitten ihm die Ärzte dann ein Stück des Darmes heraus. Das Zweite, was er nach dem Aufwachen aus der Narkose tat, war die Fertigstellung seines Artikels. Das Erste war der Griff zur Havanna. Trotzdem gibt es Momente, in denen er denkt, dass er den ganzen Quatsch eigentlich nicht mehr braucht. Wie im Sommer 2000 in Montreal (CDN) zum Beispiel. Es war nicht einmal eine Depression, sondern eher eine «spontane Entscheidung», die er gelassen und ohne langes Nachdenken fällte. Der Einzige, der davon wusste, war Niki Lauda, weil Lauda und er «wie Blutsbrüder sind, die keine Geheimnisse voneinander haben.»

Damals besorgte sich Benoit einige Schachteln Tabletten, hängte das Schild «Bitte nicht stören» an seine Zimmertür und spülte 85 Pillen mit viel portugiesischem Roséwein herunter. Dem Guten, in der bauchigen Flasche. Später erzählte ihm dann ein Arzt, dass man besser einen Tablettencocktail benutzt. Bei einem einzigen Wirkstoff hat der Körper manchmal Schwierigkeiten, die tödliche Dosis an die entscheidenden Stellen zu transportieren.

«Kann schon sein, dass es nicht das letzte Mal war», sagt Benoit heute, was nicht heisst, dass er latent gefährdet wäre oder psychisch labil. Es ist eher so, dass es einfach nichts und niemandem





den gibt, dem er verpflichtet wäre. Kaum ein Mensch ist so autark wie er. Kaum einer muss so wenig Rücksicht nehmen, kaum einer kann so sehr über sich selbst bestimmen. Das liegt im Übrigen auch an seinem Arbeitskodex.

Niemals würde er eine Einladung annehmen, die ihn zu etwas verpflichtet. Und auch ein Geschenk akzeptiert er nur, wenn es einen persönlichen Hintergrund hat. Wie zum Beispiel als ihm Bernie Ecclestone eine Party schenkte, samt einer Torte, aus der dann ein russisches Häschen sprang. Die erste halbe Stunde mit ihr hatte Ecclestone auch noch bezahlt. Und Michael Schumacher dann die zweite. Es war damals eine Anerkennung für Benoits 400sten Grand Prix. (Am Ende dieser Saison werden es 518 sein, und weit und breit ist keiner in Sicht, der diese Marke jemals erreichen würde.)

Auch dass er morgens bei Ecclestone Frühstück bekommt, hat nichts mit Bestechung zu tun, sondern mit einer Tradition, die seit vielen Jahren schon dauert. Immer wenn Rennen ist, warten dort morgens zwei Spiegeleier – sunny side down – auf Benoit, das ist auch an diesem Sonntag nicht anders. Es ist gegen halb elf, als er das weisse Vorzelt vor Ecclestones Reisebus betritt. Hinten am Tisch sitzt jetzt Niki Lauda, den man überall findet, wo es kostenlos etwas zu essen gibt. Und gegenüber hockt Jürgen Schrempp, der zu dieser Zeit noch als Chef des grössten deutschen Automobilkonzerns firmiert und noch nichts weiss von seinem Rücktritt. Seine Haare liegen flach auf dem Schädel und das grob karierte Hemd spannt über dem

#### FRÜHSTÜCK BEI ECCLESTONE

Zwei Spiegeleier im Zelt von Bernie «Eierstein»: Beim Formel-1-Boss hat Benoit einen Stammplatz.

Seine Schumi-Wette gehört zu jedem Grand Prix. Flavio Briatore (o. l.) und BMW-Direktor Mario Theissen (o. r.) leisten ihren Einsatz

Bauch und ist in eine Jeans gestopft, die knapp unter den Rippen endet. Neben ihm hüpfelt seine Tochter. Dann schaut Boris Becker kurz durch die Tür. Er trägt ein gestreiftes Jackett und hat die gebleichten Haare nach oben gebürstet, aber weil niemand im Zelt ist, der exotisch aussieht und jünger als 30 ist, verschwindet er wieder. «Hol den Boris mal her», sagt Schrempp zu einem Adlatus, und dann rennen zwei Männer in Anzügen raus und bringen Boris Becker zurück, der dabei wirkt wie ein Schuljunge, den der Lehrer an die Tafel zitiert. «Das ist der Boris», sagt Schrempp zu seiner Tochter, «der bringt dir später mal Tennis bei», und dann muss Becker artig die Hände schütteln und Benoit sagt: «Ich verstehe nicht, dass ein Mensch, der so viel Geld verbrannt hat, in Deutschland noch frei herumläuft.»

#### ER SCHREIBT MIT DER ZIGARRE IN DER HAND UND MAXIMAL MIT ZWEI FINGERN

Danach geht er wieder nach draussen und durch das Fahrerlager und sammelt an jeder Ecke Geld ein für eine Wette, die er vor vielen Jahren einmal organisiert hat, und die mittlerweile ein fester Bestandteil ist für die Formel 1. Sie lautet: Auf welchem Platz oder mit wie vielen Runden beendet Michael Schumacher dieses Rennen? Der Einsatz beträgt 30 Euro und der Gewinner steckt alles ein. Am Ende sind wieder mehr als 1500 Euro im Jackpot. Wie immer platziert Bernie Ecclestone dabei drei verschiedene Wetten, und Flavio Briatore vergisst zu bezahlen, und die meisten glauben an einen fünften Platz. Benoit selbst wettet nicht. Aus hygienischen Gründen. Stattdessen trägt er alles auf einem Zettel ein, den er mehrere Jahre aufbewahrt, falls doch mal jemand einen Blick werfen will auf die Bücher. Er selbst hat keinen Cent davon. Aber er hat die Möglichkeit, sich von allen wichtigen Männern in der Formel 1 ganz kurz vor dem Rennen noch ein Statement zu holen. Schon wegen des Rucksacks.

Es ist gegen halb zwei als er sich dann an seinen Arbeitsplatz zwingt in der ersten Reihe.

Auf seinem Tisch steht jetzt sein Thinkpad senkrecht geflüchtet, und dahinter liegen exakt parallel zwei halbierte Zigarren und daneben warten zwei geschlossene Flaschen Kombucha. Geöffnete Flaschen wandern dagegen sofort auf den Boden, damit nichts den Computer gefährden kann. Das ist Gesetz für alle, die in seiner unmittelbaren Umgebung sitzen.

Das Rennen ist dann ein ziemlich exaktes Abbild der ganzen Saison: Räikkönen fährt vorne weg und fällt hinten aus, Alonso wird Erster und Massa Achter und Villeneuve fühlt sich während des Rennens, als wäre er in einem Autoscooter gelandet. Jeder darf ihn ein bisschen rammen, und am Ende landet er mit drei Runden Rückstand auf dem 15. Platz. Michael Schumacher wird insgesamt Fünfter.

Als er über die Linie fährt, hat Benoit seinen ersten Artikel praktisch beendet. Er schreibt fast druckfertig, mit Zigarre in der Hand und maximal mit zwei Fingern, und nach drei Stunden ist die ganze Arbeit getan und es stimmt jede Zeile. Es ist eine Konzentration, in der nichts anderes existiert ausser der Arbeit, und als er dann wieder auftaucht, lösen sich draussen schon die Staus um Hockenheim auf, und drinnen wird das Fahrerlager schneller abgeschraubt, als man zuschauen möchte. Es ist diese seltsame Stimmung, wenn man alles gegeben hat und alles zu Ende ist. So was Ähnliches wie eine erfüllte Leere. «Ich suche bestimmt nicht die heile Welt», sagt Benoit. «Aber wahrscheinlich suche ich doch den Frieden.»



# Laudatio

für den Artikel **Szenen einer Ehe**  
von **Christoph Scheuring**  
erschieden in Sie + Er, SonntagsBlick Magazin, 16. Oktober 2005

---

Wie erkennt man auf Anhieb einen guten Artikel? Man überfliegt den ersten Abschnitt und verschlingt ihn bis zum Schluss, obwohl einen das Thema – Ballettschuhe im 19. Jahrhundert beispielsweise – ebenso wenig interessiert wie Kakteenzucht in Südanatolien. So thematisch entlegen ist Christoph Scheurings Porträt eines Formel-1-Reporters des Blicks natürlich nicht. Und trotzdem: Selbst wer weiss, wer augenblicklich für McLaren und BMW fährt, mag nicht unbedingt auf zehn Seiten alles über einen Menschen lesen, der seit Jahrzehnten vom Rennzirkus berichtet.

Christoph Scheurings Porträt über Roger Benoit, erschienen im SonntagsBlick Magazin «Sie + Er» unter dem Titel «Szenen einer Ehe», grenzt ans Sezieren am lebendigen Leib. Das ist zwar noch keine journalistische Kunst. Eine Kunst wird daraus erst, wenn der Autor – trotz intimster Einzelheiten – nie den Respekt vor seinem Sujet verliert. Wenn er stets die Balance zwischen Nähe und Distanz hält, zwischen Vertrauen und Verrat. Und wenn er zudem über eine Sprache verfügt, die auch das Schwere scheinbar leicht erzählt und selbst den Spagat zwischen Tod und Klatsch schafft. Man erfährt in Christoph Scheurings Porträt nicht nur, dass die Boxenluder früher mehr Klasse hatten und sich Niki Lauda gern dort niederlässt, wo's was gratis gibt. Man erfährt auch mehr über den Rennsport als in zehn Fachartikeln und fühlt sich danach als Insider. Mehr kann man von einem Porträt wohl nicht erwarten.

Margrit Sprecher

# Der Zürcher Journalistenpreis 2006

wird

Herrn Hansi Voigt  
und  
Frau Ursula Gabathuler

für ihren Artikel

## Sozialhilfe: Was ist Armut?

erschienen im Beobachter vom 13. Mai 2005

verliehen.

Zürich, 18. Mai 2006

Die Jury:



Fredy Gsteiger



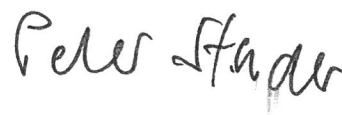
Andrea Masüger



Susanne Mühlemann



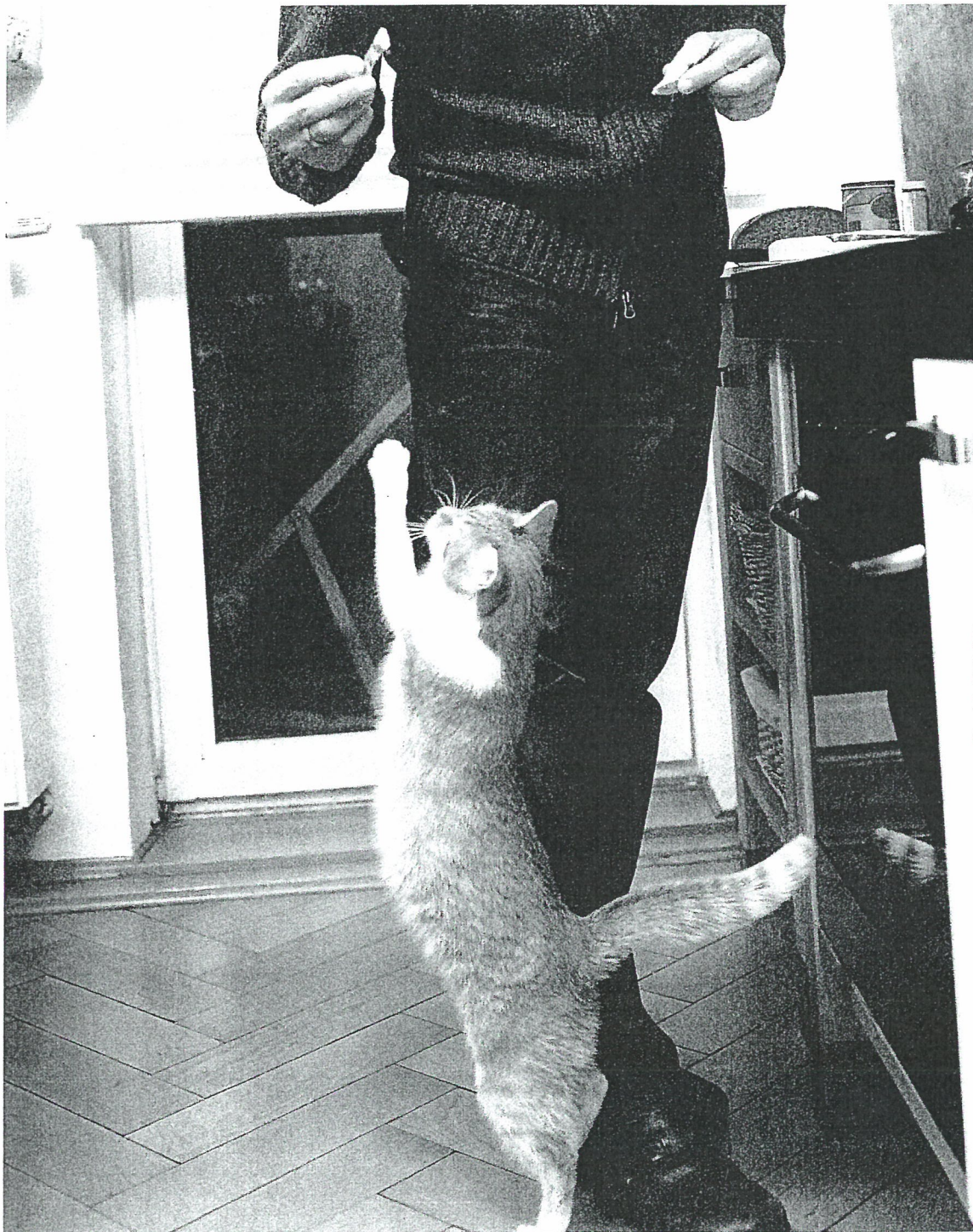
Margrit Sprecher



Peter Studer



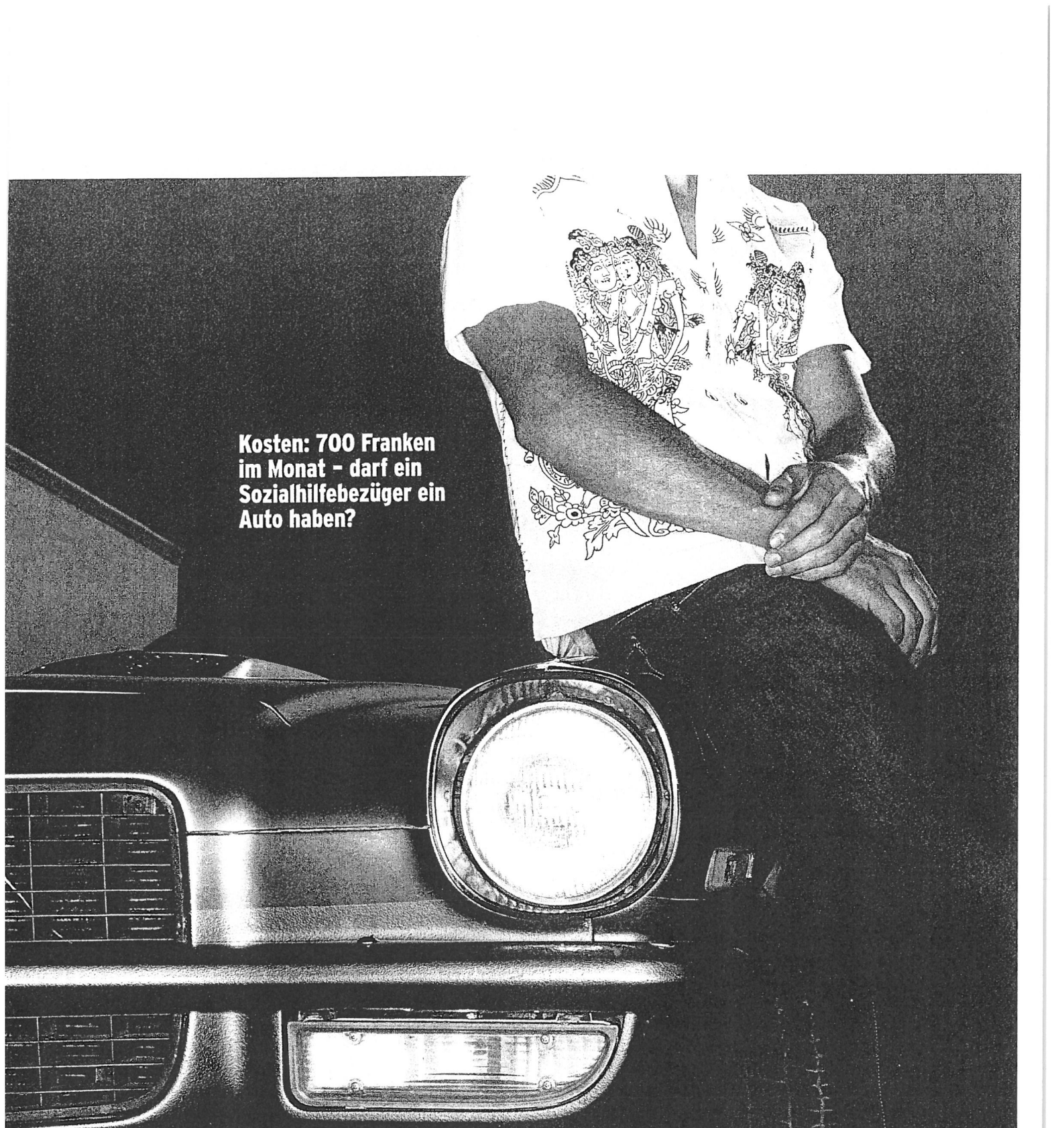
**BRENNPUNKT**



**Kosten: 60 Franken  
im Monat - darf ein  
Sozialhilfebezüger  
ein Haustier halten?**

**SOZIALHILFE**

# **Was ist Armut?**



**Kosten: 700 Franken  
im Monat - darf ein  
Sozialhilfebezüger ein  
Auto haben?**

Ein rasch wachsender Teil der Gesellschaft ist auf finanzielle Unterstützung angewiesen. Aber wann ist man arm, und wie soll die Schweiz mit ihren Armen umgehen? Der Beobachter befragte Bevölkerung, Parteien und Experten. Fazit: Armut beginnt im Kopf – doch ein Hirngespinnst ist sie nicht.

VON HANSI VOIGT UND URSULA GABATHULER

**A**n Rezepten zur Bekämpfung der Armut herrscht kein Mangel: «Verschieden gewürzte Hackfleischküchli und -stengeli zu einem guten Safranrisotto mit Herbsttrompeten (selbst im Wald gesucht) geben. Denner hat für Fr. 1.45 sehr guten Arborio-Reis (mit teurem für acht Franken verglichen, war nicht schlechter!).» Die ebenso günstige wie leckere Kochidee stammt von Beobachter-Leserin Irma Meyer-Adam. Der Tipp ist als Budgethilfe für die Sozialhilfeempfängerin gedacht, die im Monat für sich und ihre zwei Kinder 1820 Franken zur Verfügung hat und deren Tagebuch der Beobachter in

Auszügen veröffentlichte (siehe «Und jetzt bin ich bei null», Beobachter Nr. 4).

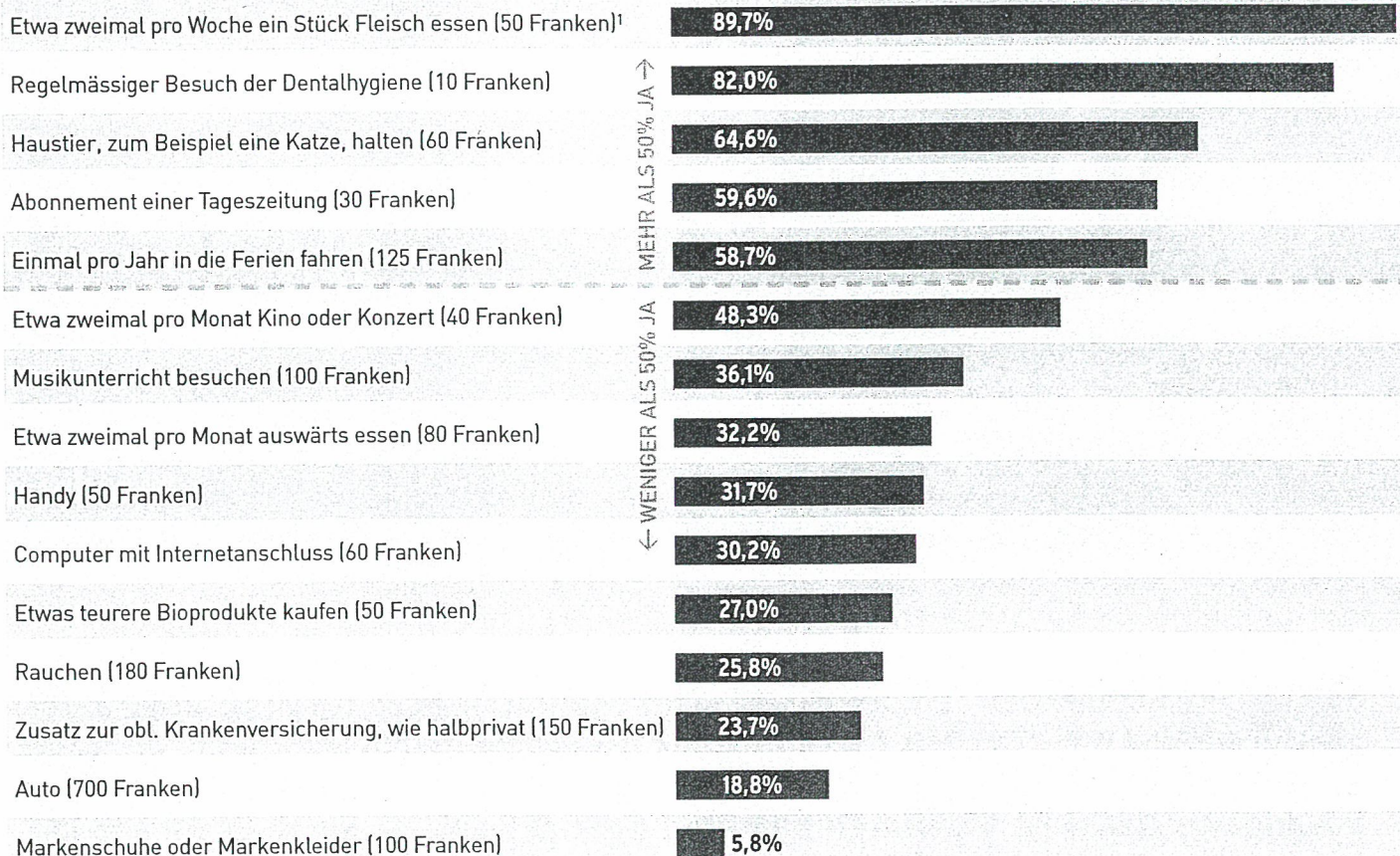
Rund 100 weitere Briefe erhielt der Beobachter zum Thema. Nicht alle Tipps waren so schmackhaft, wenige waren wohlwollend, viele waren geschmacklos, alle wussten es besser. Für die meisten macht die beschriebene Sozialhilfeempfängerin alles falsch. Ihren Kindern (eins davon gar von einem ehemaligen Asylanten) kauft sie «Weihnachtsgeschenke für 440 Franken», sie raucht «wie ein Schlot», fährt ihr von Ohrenweh geplagtes Kind «per Taxi» zum Arzt und haut zur Feier des Weihnachtstages «Schweinsmedaillons» in



**«Die raucht auch wie ein Schlot»:** Das kürzlich im Beobachter abgedruckte Tagebuch einer Sozialhilfeempfängerin löste heftige Reaktionen aus.

## Repräsentative Umfrage: Was soll sich ein Sozialhilfeempfänger leisten können?

Welcher minimale Lebensstandard für Sozialhilfebezüger in der Schweiz gelten soll, ist umstritten. Der Beobachter befragte die Schweizer Bevölkerung und die Präsidenten der vier Bundesratsparteien: «Welche der 15 untenstehenden Konsumgüter sollen sich Empfänger von Sozialhilfe leisten können und welche nicht?» Die Umfrage ist repräsentativ. Das Meinungsumfrageinstitut Konso erhob sie im April 2005. Befragt wurden 700 Schweizerinnen und Schweizer ab 15 Jahren in der Deutsch- und Westschweiz.



<sup>1</sup>Die Erfahrungszahlen der monatlichen Kosten stammen von der Budgetberaterin bei der Zürcher Frauenzentrale.

die Pfanne. Die abgebrochene Trennkostdiät der Tochter bringt die Leser endgültig aus der Fassung. Sozialhilfeempfänger mit Übergewicht – das Schmarotzerbild lässt sich kaum besser treffen. Ist diese Frau arm? Wohl eher einfach unfähig, mit Geld umzugehen, findet die Mehrheit der Leserbriefschreiber.

### Fleisch ja, Markenklieder nein

Aber was gesteht man Empfängern von Sozialhilfe zu und was nicht? Dies wollte der Beobachter in einer repräsentativen Umfrage wissen (siehe unten). Das Ergebnis überrascht und widerspricht teils

diametral den Leserreaktionen. Fleisch soll es nach dem Willen der Befragten zweimal pro Woche geben (Zustimmung: 89,7 Prozent), und den sozialen Status der Armen soll man nicht am Zustand der Zähne (Zahnhygiene 82 Prozent Ja) ablesen können. Sogar ein Urlaub sollte einmal pro Jahr auf Kosten der Steuerzahler möglich sein (58,7 Prozent Ja).

Knauserig ist man erst bei der Kommunikation. Nur ein Drittel findet, ein Handy oder ein PC mit Internetanschluss müsse drinliegen. Nur jeder Fünfte kann sich den Autounterhalt auf Staatskosten vorstellen, und den Erwerb



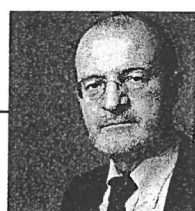
Ueli Maurer,  
Präsident SVP



Doris Leuthard,  
Präsidentin CVP



Hans-Jürg Fehr,  
Präsident SP



Fulvio Pelli,  
Präsident FDP

Ueli Maurer, Präsident SVP	Doris Leuthard, Präsidentin CVP	Hans-Jürg Fehr, Präsident SP	Fulvio Pelli, Präsident FDP
Nein*	Ja	Ja	keine Angabe
Nein*	Nein	Ja	keine Angabe
Nein*	Ja	Ja	keine Angabe
Nein*	Ja	Ja	keine Angabe
Nein*	Ja	Ja	keine Angabe
Nein*	Nein	Ja	keine Angabe
Nein*	Nein	Ja	keine Angabe
Nein*	Nein	Nein	keine Angabe
Nein*	Nein	Ja	keine Angabe
Nein*	Nein	Ja	keine Angabe
Nein*	Nein	Nein	keine Angabe
Nein*	Nein	Nein	keine Angabe
Nein*	Nein	Nein	keine Angabe
Nein*	Nein	Nein	keine Angabe

\*«Bei der individuellen Beurteilung kann man in Einzelfällen entgegenkommen.»

von Markenkleidern würde den Sozialfällen lediglich eine kleine Minderheit (5,8 Prozent Ja) finanzieren.

**«In Einzelfällen entgegenkommen»**

Die Fragen wurden auch den Präsidenten der Bundesratsparteien vorgelegt. Ihre Antworten entsprachen exakt der Linie ihrer jeweiligen Partei. Während die CVP-Vorsitzende Doris Leuthard beim Fleischkonsum nicht sparen will, schätzt die Politikerin mit dem strahlenden Lächeln den Gang zum Dentalhygieniker als verzichtbar ein. In ihren Entscheiden folgt sie dem gängigen Grundsatz: «Wer nicht arbeitet, sollte nicht besser gestellt sein als jene, die sich selbst um ihren Unterhalt bemühen.» Laut Leuthard handelt es sich bei der Sozialhilfe schliesslich «um ein Fangnetz, nicht um eine Hängematte».

SP-Präsident Hans-Jürg Fehr gibt sich grosszügiger. Für ihn zählen Handy und Internetanschluss zum minimalen Lebensunterhalt. Den Test und damit den Direktvergleich zur Umfrage scheute der frisch gebackene FDP-Präsident Fulvio Pelli. Stattdessen liefert er eine recht allgemeine Definition: ««Arm» sind all jene, die den Status «Mittelstand» nicht erreichen.» Gewohnt unerschrocken zeigt sich SVP-Präsident Ueli Maurer. Er findet, sämtliche erwähnten Posten gehörten nicht zum minimalen Grundbedarf. Maurer räumt aber ein: «Bei einer individuellen Beurteilung kann man in Einzelfällen entgegenkommen.»

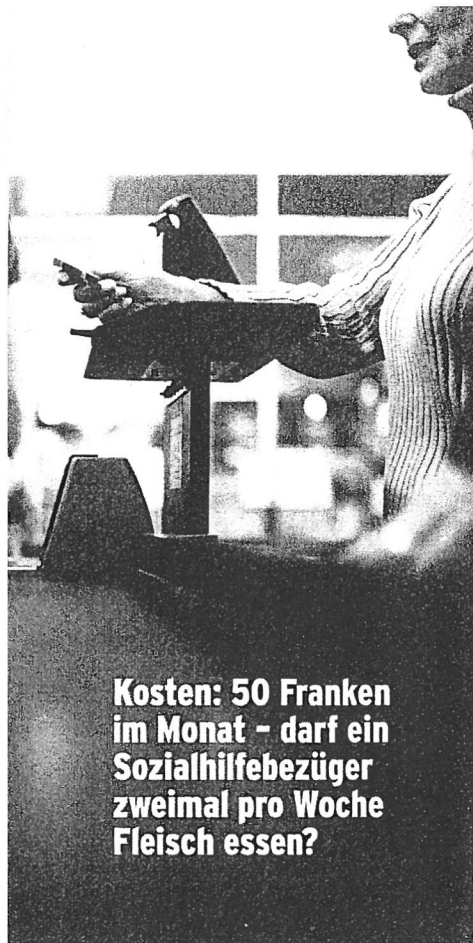
Doch was ist unverzichtbar aus Sicht der Menschen, die finanziell unten durch müssen? Die 18-jährige Arlene Stebler macht ein Praktikum. Sie muss mit ihrem Lohn von 700 Franken pro Monat auskommen. Fünf bis zehn Franken pro Tag braucht sie fürs Essen, sie ist im Ausgang äusserst sparsam. Aber für Kleider gibt sie monatlich 150 bis 200 Franken aus. Die Baslerin merkte schon als Kind, dass sie nicht viel hatte, und empfand sich deshalb als Aussenseiterin. Gehören Markenkleider zum minimalen Lebensunterhalt? Für Stebler unter Umständen schon: «Erwachsene realisieren zu wenig, wie wichtig etwa eine Miss-Sixty-Jeans für eine 14-Jährige sein kann.»



Auch Sarah Jacot, 26, sparte sich die Extras vom Mund ab, als sie während des Studiums keinen Nebenjob fand und das Geld knapp wurde. Essen und Getränke fielen bei der jungen Frau aus Zürich kaum ins Gewicht. Die Wohnung gab sie auf, ihr Studium schliesslich ebenfalls. Behalten hat sie ihre zwei Katzen und den Computer mit Internetanschluss. Eine Blindbewerbung per E-Mail führte denn auch prompt zu ihrem neuen Job.

**Ein bisschen Luxus soll drinliegen**

Heutige Armut hat verschiedene Gesichter, aber Markenkleider und Internetanschluss für die Ärmsten? Schnell gehen bei solchen Bedürfnissen die Wogen hoch. Doch die beiden Beispiele stehen durchaus im Einklang mit den Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS) und der von den Ämtern geforderten und gewährten Eigenverantwortung. Heute müssen Sozialhilfeempfänger einfach mit dem knapp bemessenen Pauschalbetrag auskommen und können selber entscheiden, wofür sie ihr Geld ausgeben. Walter Schmid,



**Kosten: 50 Franken im Monat - darf ein Sozialhilfebezüger zweimal pro Woche Fleisch essen?**

**Kosten: 180 respektive 50 Franken im Monat - darf sich ein Sozialhilfebezüger Zigaretten und Handy leisten?**



SKOS-Präsident und Rektor der Hochschule für soziale Arbeit Luzern, sieht gerade darin die grosse Errungenschaft, dass «seit den neunziger Jahren nicht mehr jeder Gang zum Coiffeur vom Amt abgesegnet werden muss». Neu beträgt der Grundbedarf einer Einzelperson noch pauschal 960 Franken, ein Dreipersonenhaushalt soll mit 1786 Franken auskom-

Und dazu gehört manchmal sogar die tägliche Schachtel Zigaretten. «Wer seinen Lebensstandard zurückschrauben muss, muss auf vieles verzichten», sagt Michael Claussen von der Budget- und Schuldenberatungsstelle Plusminus. Aber einen kleinen Luxus sollte sich jeder noch leisten dürfen. «Wer raucht, muss das geniessen im Bewusstsein, dass er wegen

System ausnutzen und auf Kosten anderer in Saus und Braus leben? Weshalb haben auch Menschen, denen es gut geht, das Gefühl, Sozialhilfeempfänger mit Online-Anschluss seien Schmarotzer?



**«Es ist eine grosse Errungenschaft, dass nicht mehr jeder Gang zum Coiffeur vom Amt abgesegnet werden muss.»**

WALTER SCHMID, SKOS-PRÄSIDENT UND REKTOR DER HSA LUZERN

men, Miete, Steuern und Krankenkasse nicht inbegriffen. Wer arbeitet, kann neu einen höheren Anteil für sich behalten, und wer Betreuungspflichten hat oder sich um Integration bemüht, erhält eine Zulage von mindestens 100 Franken. Diese Beträge sollen ein menschenwürdiges Dasein ermöglichen.

der teuren Zigaretten auf vieles andere verzichtet. Und bei einem Kleiderbudget von 80 Franken monatlich liegt ein Designerstück halt nur noch alle drei Monate drin.»

Das Prinzip heisst also nicht mehr einfach «Nein», sondern «Entweder-oder». Warum wird aber den Ärmsten der Gesellschaft so schnell unterstellt, sie würden das

**Bloss ein statistisches Problem?**

Die Geister scheiden sich über der Grundsatfrage, was wirklich lebensnotwendig ist. Armut ist laut SKOS-Präsident Schmid immer relativ: In Afrika geht es um den Anspruch auf sauberes Wasser, in der Schweiz auch um die Teilnahme am Gesellschaftsleben. Früher bedeutete Armut Hungerleiden, heute bedeutet sie oft Ausschluss. Doch den Wandel des Armutsbegriffs machen, so Schmid, nicht alle mit: «Massstab für viele ist das über 100-jährige Betriebsrecht, wo früher Bett, Tisch und Kleider so genannte Kompetenzstücke waren. Das Denken ist noch gleich, ein modernes Verständnis für heutige Kompetenzstücke wie Fernseher oder Handy fehlt.»

Laut Caritas-Schätzung leben in der Schweiz zehn Prozent der Erwachsenen in armutsbetroffenen Haushalten, dazu kommen noch die Kinder. Eine Million Arme



**Kosten: 100 Franken im Monat – hat ein Sozialhilfebezüger ein Recht auf Markenschuhe?**

hätten Anspruch auf Sozialhilfe, nur die Hälfte davon bezieht sie tatsächlich. Laut einer Nationalfonds-Studie gibt es allein 250 000 so genannte Working Poor, also Menschen, die einer Arbeit nachgehen und trotzdem nicht genug haben, um sich oder ihre Familie durchzubringen.

Diese Zahlen beeindruckten nicht alle. Die SVP stellt sich weiterhin auf ihre im letzten Sommer ausgegebene Doktrin, dass ganze Bevölkerungsteile für arm erklärt werden, nur um neue Sozialleistun-

gen zu rechtfertigen. Und Mathias Binswanger, Professor an der Oltner Fachhochschule, behauptet in der «Weltwoche», Armut sei vor allem ein statistisches Problem. Sein Lösungsansatz: die Armutsschwelle um 150 Franken senken – und schon geht der Anteil der Working Poor um 80 Prozent zurück.

In der gleichen Publikation gönnt sich ein paar Ausgaben vorher ein wohlgenährter Redaktor einen Monat lang eine M-Budget-Diät und feixt nach Abschluss

seines «Selbstversuchs» in der sozialen Hängematte: No problem – alles eine Sache der Einstellung.

Ist Armut in der Schweiz nur ein Hirngespinnst? Nein, meint Johannes Schleicher, Vizedirektor der Hochschule für Sozialarbeit Bern: «Nur wer noch nie mit Armen zu tun hatte, kann so etwas behaupten» (siehe Interview auf Seite 26).

### **Ist Karies selbstverschuldet?**

Und der Betreibungsbeamte Hansheiri Winkler, der seit 35 Jahren Einblick hat in verschuldete Haushalte in Schwerzenbach ZH, sagt: «Zu holen gibt es da inzwischen nichts mehr. Früher lebten die Leute oft einfach über ihre Verhältnisse. Heute reicht es selbst bescheidenen Leuten nicht mehr zum Leben, denn die Lebenskosten sind immens gestiegen.»

Grundsätzlich lassen sich die Schweizer nicht lumpen, wenn es um die Hilfe für die Armen geht. In der repräsentativen Beobachter-Umfrage finden nur 6,7 Prozent, es werde zu viel Unterstützung geleistet. Fast die Hälfte hält die Sozialhilfe für richtig bemessen. Jeder Dritte findet sogar, es dürfte ruhig ein bisschen mehr sein (siehe Grafik).

Ökonomisch liegen sie damit gar nicht so verkehrt. Der britische Ökonom Richard Layard weist in seinem Buch «Die glückliche Gesellschaft» nach, dass man einem Reichen 100 Franken wegnehmen kann, und weder er noch die Wirtschaft merken wirklich etwas davon. Gibt man einem Armen 100 Franken, freut das zunächst diesen und danach die Volkswirtschaft. Denn er wird das Geld ausgeben.

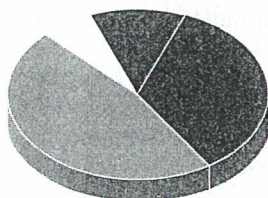
Doch die Schweizer Steuerzahler möchten wissen, wofür ihr Geld verwendet wird. Sie haben das Bedürfnis nach Kontrolle und Gerechtigkeit. Wichtig erscheint der Grund, wieso jemand in eine Notlage geraten ist. Akzeptiert ist die unverschuldete Armut, etwa bei Krankheit, im Alter oder wenn Kinder betroffen sind. Das bekommt Stefan Stolle von Caritas Zürich bei der Mittelbeschaffung jedes Mal von neuem zu spüren: «Man spendet gerne für Kinderferienlager, grundsätzlich für jede Art von Hilfe zur Selbsthilfe oder für Erholungsurlaub für Alleinerziehende.» Doch schon auf den Aufruf, für die Karies-

## **Sozialhilfe: Schweizer zeigen sich grosszügig**

### **Frage: Wie beurteilen Sie den Umfang der Sozialhilfe?**

Über 80 Prozent der Befragten finden die Leistungen der Sozialhilfe gerade angemessen oder zu knapp.

- 34,8%: eher zu wenig
- 46,6%: gerade genug
- 6,7%: eher zu viel
- 11,9%: weiss nicht, keine Angaben



Repräsentative Umfrage des Instituts Konso, April 2005, unter 700 Schweizerinnen und Schweizern ab 15 Jahren

**Kosten: 100 Franken im Monat - darf ein Sozialhilfebezüger Musikunterricht nehmen?**



Das kann die 39-jährige Andrea Urech nur bestätigen. Geld hat die Aargauerin wenig, aber dafür ist sie reich an Aussichten. Ihr 16-jähriger Sohn wird in einem neuen Anlauf versuchen, an die Kantonsschule zu kommen; und sie selbst, eine gelernte Krankenschwester, die bereits jahrelang «im Sozialen» tätig war, macht derzeit eine Ausbildung zur diplomierten Sozialarbeiterin. Sie hat früher zahlreiche Budgetberatungen mit Sozialhilfeempfängern gemacht und kann fein säuberlich vorrechnen, ob und um wie viel sie bei einem Gang aufs Sozialamt besser dastünde.

**«Aufs Amt geht man erst zuletzt»**

Doch Andrea Urech verzichtet auf Sozialhilfe und kommt lieber mit dem ihr zur Verfügung stehenden Einkommen aus. Die Wohnung zahlt sie aus eigener Tasche, den Zahnarzt auch. Warum die angehende Sozialarbeiterin das tut? «Aufs Sozialamt geht man wirklich erst zuletzt.» Dann nennt sie noch einen weiteren, ebenso triftigen wie absurden Grund: «Ich müsste meine begonnene Ausbildung abbrechen, um Sozialhilfe beziehen zu können.»

Unverzichtbar ist für sie die Pflege ihres sozialen Umfelds. Internet und Handy sind ein Muss. Sie macht aber im Bekanntenkreis keinen Hehl daraus, dass sie zurzeit wenig Geld hat. Freunde helfen ihr ab und zu mit Kleidern aus, Extras muss der Partner bezahlen. Niemand rümpft die Nase, wenn sie keinen Spitzenwein zu Einladungen mitbringt.

behandlung eines Kindes zu spenden, kommen geharnischte Reaktionen, denn Karies ist eine Folge mangelnder Mundhygiene und damit selbstverschuldet. Stolle beobachtet zudem nach den acht Jahren, die er bei der Caritas tätig ist, folgende Entwicklung: «Diese Reaktionen kommen zunehmend von Leuten aus dem Mittelstand. Auch diese Leute haben mehr und mehr existenzielle Ängste und urteilen sehr schnell, weil jeder als Massstab sich selber nimmt.»

**Kalbskopf und Kräuter aus dem Wald**

Im Rückblick auf die eigene Armut, die man erfolgreich durchlitten und überwunden hat, scheinen vielen die heutigen Ansprüche der Sozialhilfeempfänger vermessen hoch und ihre Haltung undankbar. So bringt es etwa Leserin Gerda Kobler stellvertretend auf den Punkt. Die Schaffhauserin wuchs zusammen mit fünf Geschwistern in den fünfziger Jahren auf. Wenn überhaupt Fleisch auf den Tisch kam, dann Kalbskopf. Gemüse und Früchte stammten aus dem eigenen Garten, und sonntags ging man zusammen in den Wald, Kräuter sammeln. Von einem Restaurant-

besuch oder gar einem eigenen Auto konnte man nur träumen. Dennoch sei sie glücklich gewesen, sie habe nichts vermisst.

Heute ärgert es sie, wenn sie Sozialhilfeempfängerinnen sieht, die im Einkaufszentrum mit ihren Kindern Kaffee trinken. «Die sollen besser im Wald spazieren gehen, das ist billiger und erst noch gesünder.» Sie regt sich auf, dass «wir, die früher verzichtet haben, heute Sozialhilfe-



**«Zu holen gibt es bei den Verschuldeten nichts mehr. Selbst bescheidenen Leuten reicht es heute nicht mehr zum Leben.»**

HANSHEIRI WINKLER, BETREIBUNGSBEAMTER IN SCHWERZENBACH

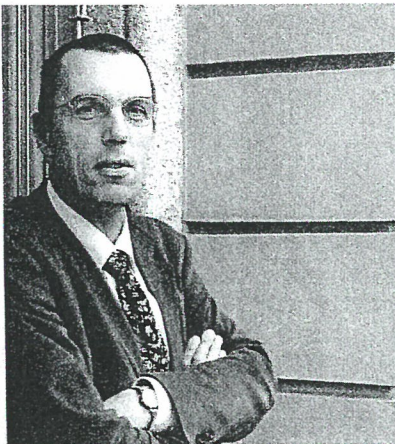
empfänger finanzieren müssen». Glücklicherweise geht es der 56-Jährigen heute finanziell gut.

Kann aber überhaupt jemand, dem es gut geht, beurteilen, was Armut ist? «Nein», findet Johannes Schleicher, denn Armut hat vor allem «mit fehlenden Perspektiven und Zukunftssängsten zu tun».

Solche nimmt sie aber gerne an, denn sie weiss, «irgendwann kann ich es zurückzahlen». Ist sie arm? «Nein, denn ich weiss, der Zustand ist nicht ewig.» Andrea Urech legt grossen Wert darauf, dass sie ja nicht als Vorzeigearme geschildert wird.

Da ist Bruno Matic (Name geändert) aus St. Gallen schon eher ein «Vorzeige-





**ARMUT**

«Immer diese Frage nach der Schuld»

Johannes Schleicher, Vizedirektor der Hochschule für Sozialarbeit Bern, arbeitete fast 20 Jahre lang auf dem Sozialamt. Er kennt die Probleme der Armen – und auch die Vorurteile gegen sie.

INTERVIEW: HANSI VOIGT UND URSULA GABATHULER

**Beobachter:** Herr Schleicher, waren Sie schon einmal arm?

**Johannes Schleicher:** Diese Frage muss man niemandem stellen, dem es heute gut geht. Denn Armut hat viel mit fehlender Perspektive zu tun.

**Armutsbekämpfung hat auch viel mit Moral zu tun: Essen oder warme Kleider gibt man gerne, Geld für das Handy nicht. Weshalb ist das so?**

Es gibt ein Grundrecht auf Hilfe in Not: Jeder hat Anspruch auf ein Dach über dem Kopf, Nahrung, Kleidung und medizinische Versorgung. Umstrittener ist die Frage, um wie viel die Hilfe darüber hinausgehen soll, etwa damit Menschen in ihr soziales Umfeld integriert bleiben.

**Ob zum Beispiel einem Jugendlichen Markenturnschuhe finanziert werden sollen.**

Sozialhilfebezüger müssen ihren Gürtel sehr eng schnallen. Für Markenturnschuhe reicht das kaum. Ausserdem sind Sozialhilfegelder zweckgebunden. Aber wir müssen zugleich das Selbstbestimmungsrecht des Empfängers achten. Bis zum Punkt, wo jemand sich selbst oder der Familie schadet.

**Einerseits hat jeder das Recht auf Selbstbestimmung, andererseits wissen alle, was ein Sozialhilfeempfänger tun oder lassen soll. Ein Konflikt?**

Es ist nachvollziehbar, dass Steuerzahler mitreden wollen; sie bezahlen ja. Sie haben Angst, dass jemand diesen Solidarpakt ausnutzt. Auf der anderen Seite setzt das die Armen unter einen Druck, der sie schwächt und mehr schadet als nützt. Heute will man deshalb wegkommen von Laienbehörden, die über Einzelfälle entscheiden.

**Warum gehen die Emotionen so hoch, wenn ein Sozialhilfebezüger seine Rechte wie ein Arbeitsloser einfordert?**

Es gibt halt noch immer diese archaische Frage nach der Schuld. Nur wer schuldlos arm wurde, soll wirklich Hilfe verdient haben. Für sie soll es auch Sozialversicherungen geben. Auf allen anderen lastet leider noch immer der pauschale Verdacht, sie seien selber schuld.

**Es gibt Leute, die behaupten, die neue Armut sei vor allem ein statistisches Problem.**

Das sagt nur, wer noch nie mit armen Menschen zu tun hatte.

**Nimmt die Armut in der Schweiz zu?**

Es gibt alarmierende Tendenzen. Die Gefahr ist gross, dass sich in der Sozialhilfe ein Sockel bildet, wie wir ihn bei der Arbeitslosigkeit bereits kennen.

modell». Denn dass der 59-Jährige arm ist, sieht man auf den ersten Blick nicht. Er trägt eine schwarze Lederjacke («Der Reissverschluss ist schon lange kaputt»), ein Käppi («Habe ich auf der Strasse gefunden») und Turnschuhe («Vor zwei Jahren für Fr. 9.90 gekauft»).

Matic schuftete lange Jahre auf dem Bau und bei den SBB. Bei Wind und Regen schleppte er Betonsäcke oder wechselte Eisenbahnschienen aus. Manchmal 16 Stunden am Tag. Nach 35 Jahren machte sein Körper nicht mehr mit. Als ihn auch noch seine Frau verliess, wurde er depressiv. Heute bekommt er eine halbe IV-Rente und Ergänzungsleistungen. Er lebt von 1900 Franken im Monat. Allein für seine Wohnung zahlt er 1100 Franken. Er hätte

Anspruch auf mehr, doch der von der schweren körperlichen Arbeit gezeichnete Mann hat aufgegeben, zu oft wurde er von Amt zu Amt weitergeschoben.

**Das Gebiss lottert, die Brille ist uralt**

Meist sitzt er in seiner Wohnung – allein. Denn er hat weder Geld, um Freunde zu bewirten, noch für eine Cola (Bier trinkt er nicht) in der Beiz. Wenn er spricht, lottert sein Gebiss, mit seiner 20-jährigen Brille sieht er unscharf – den Gang zum Zahnarzt oder zum Optiker riskiert er nicht. Sein Misstrauen, dass der Staat die Rechnung am Schluss nicht übernimmt, ist zu gross.

Seine Ernährung besteht hauptsächlich aus «Milch und Eiern». Die Hoffnung, dass sein Leben sich irgendwann ändert,

hat er aufgegeben. «Ich habe alles verloren», sagt er. Seine Tätigkeiten? «Ich schlafe oder gucke TV, egal, ob Tag oder Nacht.» Sein 18-jähriges Fernsehgerät hat jüngst den Geist aufgegeben. Der Kauf des neuen für 300 Franken wurde zum existenziellen Problem: «Ich bin auf null.»

Ein neuer Fernseher, kein Geld, keine Perspektive, keine Arbeit – und weit und breit niemand, den das interessiert.

Was ist arm? Das ist arm! ■

**BEOBSACHTER DIREKT**

Diskutieren Sie im Internet mit: Würden Sie notfalls Sozialhilfe in Anspruch nehmen? Wie viel Luxus dürfen sich «Arme» leisten?

[www.beobachter.ch](http://www.beobachter.ch)

# Laudatio

für den Artikel **Sozialhilfe: Was ist Armut?**  
von **Hansi Voigt und Ursula Gabathuler**  
erschienen in Beobachter, 13. Mai 2005

---

Darf eine Sozialhilfeempfängerin «rauchen wie ein Schlot»? Darf sie sich zu Weihnachten Schweinsmedaillons gönnen? Was ist Armut? Sicherlich ist sie ein Thema in der Schweiz. Ob und wie viel Arme in unserem Land leben, wie viele davon Sozialschmarotzer sind, wie viele IV- oder anderen Missbrauch betreiben, darüber wird viel diskutiert und geschrieben. Meist sind es Aufreger-Geschichten, die sich gut verkaufen.

Hansi Voigt und Ursula Gabathuler vom «Beobachter» haben das Thema Armut auf eine konkrete Ebene heruntergeholt, weg von der theoretischen Diskussion um politische Modelle. Sie fragen ganz einfach und direkt: was soll sich ein Sozialhilfeempfänger in der Wohlstandsnation Schweiz leisten können? Was gesteht ihm die Gesellschaft zu? Darf einer ein Handy für 50 Franken im Monat besitzen? Darf man als Sozialhilfebezüger ein Auto fahren und dafür 700 Franken pro Monat ausgeben?

Die Autoren haben die Schweizer Bevölkerung und die Präsidenten der Bundesratsparteien dazu befragt. Das Ergebnis ist überraschend ausgefallen. Überraschend milde, angesichts der scharf geführten Debatte um die Zukunft unserer Sozial- und Vorsorgewerke. Wenn die Schweizerinnen und Schweizer konkret entscheiden müssen, was denen am Rande zusteht, dann zeigen sie sich grosszügig. Fast 90 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer finden, auch Sozialhilfeempfänger dürften sich zweimal in der Woche Fleisch leisten (50 Franken im Monat), über 80 Prozent finden, ein regelmässiger Besuch bei der Dentalhygienikerin liege im Rahmen (10 Franken im Monat), fast 60 Prozent gestehen Sozialhilfeempfängern auch ein Zeitungsabonnement zu (30 Franken pro Monat).

Die Autoren haben mit «Sozialhilfe: Was ist Armut?» eine einfache, aber sehr gute Idee solide umgesetzt. Sie haben eine theoretische und abstrakte Diskussion konkretisiert und auf eine Ebene geführt, die eine echte gesellschaftspolitische Diskussion erst möglich macht. Dafür verleihen wir dem Team vom «Beobachter» den Zürcher Journalistenpreis 2006.

Susanne Mühlemann

# Der Zürcher Journalistenpreis 2006

«Alltag / Kleine Form»

wird

Herrn René Brunner

für seinen Artikel

Die Republik fackelt nicht lange

erschienen in der SonntagsZeitung vom 13. November 2005

verliehen.

Zürich, 18. Mai 2006

Die Jury:



Fredy Gsteiger



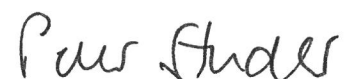
Andrea Masüger



Susanne Mühlemann



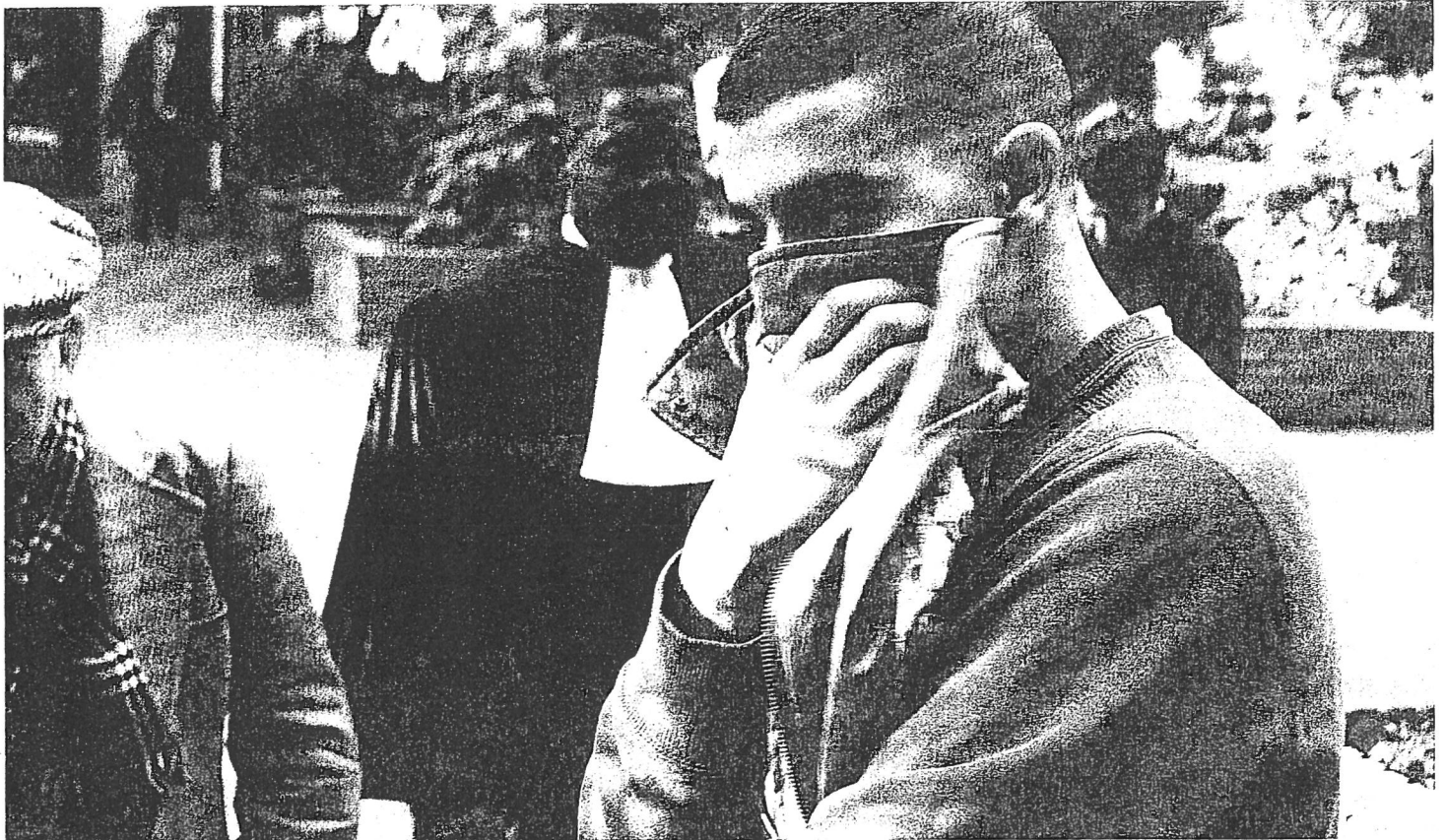
Margrit Sprecher



Peter Studer

# Die Republik fackelt nicht lange

Höchststrafen bei den Schnellverfahren gegen die Randalierer aus den Banlieues



Wut, nichts als Wut: Angehörige, Sympathisanten und Verteidiger der Angeklagten vor dem Strafgericht in Bobigny

VON RENÉ BRUNNER (TEXT)  
UND DENIS BOURGES (FOTOS)

«Zehn Monate Gefängnis, davon drei Monate unbedingt. Die Haft ist sofort anzutreten.» Aziz schaut zum Richter, schießt zur Pflichtverteidigerin, will nochmals etwas sagen. Doch sein Prozess ist zu Ende. Die Flics hinter ihm stehen auf. Die Handschellen rasten ein. Willenlos lässt sich Aziz abführen.

«Die Verhandlungen gehen in fünf Minuten weiter», hält es durch den Saal im Strafgericht in Bobigny. Niemand wagt, das Urteil zu kommentieren. Wer auf irgendeine Weise seine Meinung

äußere, werde des Saals verwiesen und verklagt, hatte der Richter zu Beginn der Verhandlung gewarnt. Ein gutes Dutzend Flics unterstreichen seine Drohung, in und vor dem Gerichtsgebäude im tristen Vorort von Paris.

Die Republik funktioniert, auch nach vierzehn Tagen Jugendrevolte. Jetzt schlägt sie zurück.

25 Minuten hat der Prozess gedauert. 25 Minuten, in denen nach Ansicht des Schnellgerichts die Schuld von Aziz nachgewiesen wurde. Am 3. November habe er sich um 23 Uhr 40 in einer Gruppe Jugendlicher befunden, die in Clichy-sous-Bois Molotow-Cock-

## «NICHTS WIRD SIE STOPPEN»

► **Bernhard-Henri Lévy, Philosoph:** «Nichts wird diese Bewegung stoppen. Keine Geste, keine Idee, keine Politik wird die ungeheure Kraft haben, diese Spirale zu unterbrechen, die sich ihrer Logik folgend zu Ende drehen muss.»

► **Jacques Chirac, Staatspräsident:** «Wir haben Massnahmen ergriffen, um Polizei und Justiz zu stärken. Die Wiederherstellung von Ordnung und Sicherheit hat absolute Priorität.»

► **André Glucksmann, Philosoph:** «Wenn die Revoltierenden ihre Verwandten in Algerien besuchen und denen erzählen, wie furchtbar schlecht es ihnen in Frankreich geht, dann bekommen sie aber was zu hören! Die sagen nämlich: «Wir können ja tauschen.»»

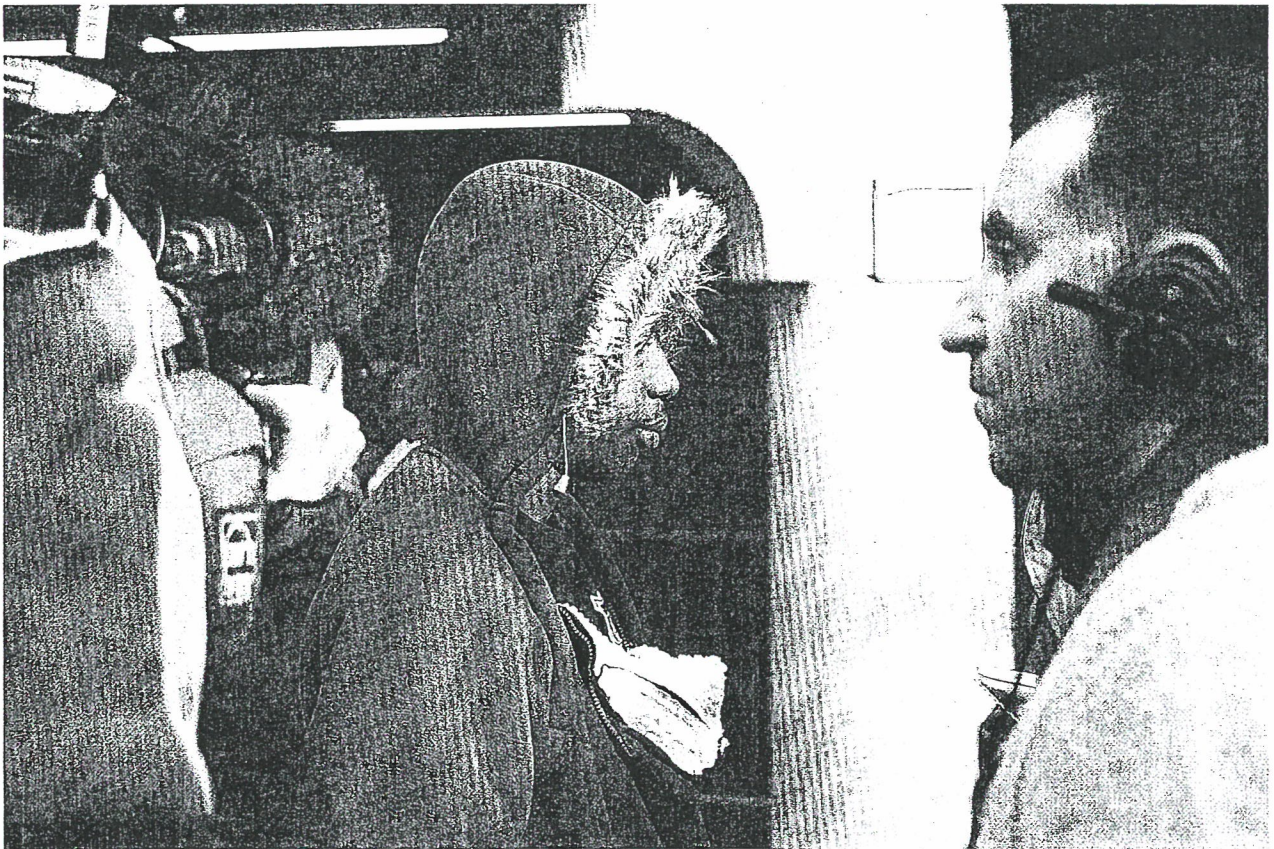
► **Nicolas Sarkozy, französischer Innenminister:** «Das sind Lumpen, das ist ein Gesindel – ich beharre darauf. Ich unterschreibe es.»

tails auf parkierte Autos und die anrückende Polizei warfen. Laut der Anklageschrift identifizierten die Ordnungskräfte Aziz als Täter und verfolgten ihn, bis sie seiner habhaft wurden. An seinen Händen und Kleidern seien Spuren von Benzin nachgewiesen worden. «Was haben Sie dazu zu sagen?», fragt der Richter.

Nicht viel. Teilnahmslos hört Aziz zu, wie sein Lebenslauf dargelegt wird. Der Vater kam vor 28 Jahren aus Algerien, seit Jahren ohne Job, depressiv. Die Mutter arbeitet als Putzfrau und kommt nie vor neun Uhr abends heim. Drei Brüder haben wie er die Schule

vorzeitig verlassen und sind ohne Beruf und Beschäftigung. Für die Strafbehörden ist der 19-Jährige kein Unbekannter. «Jugendgericht wegen Diebstahl und Hehlerei, Strafgericht wegen Drogenhandel, Verfahren wegen Beamtenebeleidigung, wegen Aufruhr, wegen Anwendung von Gewalt», spult der Staatsanwalt herunter. Aziz' Frage an den Richter bleibt unbeantwortet: «Was ändert sich in meinem Leben, wenn Sie mich für einige Monate einbuchen?»

Malik heisst der nächste Angeklagte. 17 Jahre alt, geht nicht



«Wir leben in Konzentrationslagern ohne Stacheldraht»: Einer der Anführer der Randalierer im Interview

FORAUSZUNGSVONSEITE 71

## Die Republik fackelt...

mehr zur Schule. Auch er hat ein pralles Dossier bei den Strafbehörden. «Wut, nichts als Wut» habe er verspürt, als er am 4. November in Drancy die Feuerwehr mit Steinen bewarf. «Wut auf wen oder was?», will der Richter wissen. «Auf die Polizei, die zwei Jungs in den Tod gehetzt hat», antwortet Malik. «Die Polizei hat sie nicht in den Tod gehetzt. Sie ergriffen die Flucht, ohne verfolgt zu werden. Ihr tragisches Unglück diente Unruhestiftern wie Ihnen nur als Vorwand», kontert der Staatsanwalt. «Neun Monate Gefängnis, davon zwei Monate unbedingt. Die Haft ist sofort anzutreten», lautet das Verdikt. «Die Verhandlungen gehen in fünf Minuten weiter.»

### «Das Leben der Eltern ist so beschissen wie das unsere»

«Wut, nichts als Wut» – das ist auch das Motto draussen vor dem Gerichtssaal. Im seelenlosen Betonklotz in der Präfektur des berühmtesten Département 93 werden die Aufwiegler im Schnellverfahren abgeurteilt – und zwar mit Härte. Die Direktive für die Staatsanwälte lautet: Höchststrafe für alle. Das wissen auch Moussa, Arnaud und Mohammed. Seit zwei Stunden warten sie beim Eingang des Gebäudes auf das Verdikt für zwei ihrer Copains. Den Verhandlungen dürfen sie nicht beiwohnen. Sie sind erst 14- bis 16-jährig. Wieso sind ihre Eltern nicht auch gekommen? «Die Mutter muss arbeiten. Und der Vater streunt herum», sagt Arnaud. Und Moussa fragt: «Was sollen die Eltern hier? Ihr Leben ist so beschissen wie unseres.»

Die Journalisten, die ihn befragen, sind für ihn der beste Beweis, dass die Banlieues brennen mussten. «Sonst würde niemand mit uns sprechen. Niemand würde sich für unsere Misere interessieren. Niemand würde wissen wollen, weshalb wir eine Wut im

Bauch haben, wenn wir am Morgen aufstehen und wenn wir nachts nach Hause kommen.»

Wütend sind die Jugendlichen auf die Polizei, auf die Justiz, auf die Politiker, auf Innenminister Nicolas Sarkozy. Und auf die Hoffnungslosigkeit ihres Lebens, die permanente Diskriminierung, das Fehlen jeglicher Chancen. «Wir leben in Konzentrationslagern ohne Stacheldraht», sagt Djamel, einer der «grossen Brüder»,

die nach Ansicht der Justiz die Kleinen aufhetzen, die jetzt in Bobigny vor dem Richter stehen. «Man hat uns in den Vororten eingesperrt wie Tiere in einem Zoo. Und wir haben keine Chance, diesem Käfig zu entkommen.»

Wer Aziz, Malik, Djamel oder Moussa heisse und Clichy, Aulnay oder Drancy als Wohnort angebe, werde nie zu einem Anstellungsgespräch geladen. «Überall schlägt uns Verachtung entgegen, Mangel an Respekt, Vorurteile, Herablassung, Hass», klagt Djamel. Einmal habe er es dank dem Arbeitsamt geschafft, eine Stelle zu ergattern, als Aufpasser in einem Supermarkt. «Doch die anderen waren

Rassisten. Sie trieben mich zum Fehler, den ich mit der fristlosen Entlassung bezahlte.» Und er selbst hat keine Fehler begangen? «Wenn ich mit Rassisten zu tun habe, sehe ich rot und verliere die Beherrschung.»

### Das lähmende Gefühl, nicht gebraucht zu werden

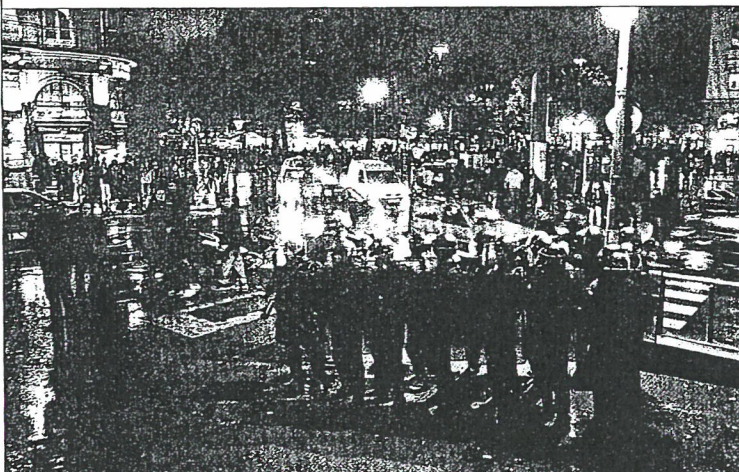
Das Schnellgericht tagt wieder. Magid, 18 Jahre, erhält neun Monate bedingt. Er sei aus Neugierde dabei gewesen, habe nur zugehört und sich entschuldigt, erklärt der Richter seine Milde. Und er habe eine Stelle als Hilfskoch, was ein Zeichen guten Willens sei. Yacine, 19, bekommt seine sieben

Monate ebenfalls bedingt. Er hatte einen Stein in der Hand, warf ihn aber nicht und ist nicht vorbestraft. Er gilt als Zufallstäter, der sich von der Revolte mitreissen liess. Mickaël, 18, kassiert dagegen sechs Monate unbedingt. Der mehrmals Vorbestrafte filmte mit seinem Handy sein brennendes Werk und kommentierte es mit den Worten: «On va niquer ces fils de pute.» («Wir werden diese Hurensohne verarschen.»). Die Handschellen rasten ein. «Die Verhandlungen gehen in fünf Minuten weiter.»

Da also ist sie: La racaille, der Abschaum, dem Innenminister Nicolas Sarkozy den totalen Krieg erklärt hat. Eine verwahrloste, unglückliche Immigrantengeneration, die in Frankreich geboren wurde, aber nie Wurzeln geschlagen hat und in ihrem Getto verzweifelt. Die Lebensläufe sind erschreckend ähnlich: Eine unerträgliche Langzeitarbeitslosigkeit der Väter, die zum Arbeiten nach Frankreich gekommen waren, zerrüttet das Leben der Familie und zersetzt die Autorität der Eltern. Ein Mangel an Halt und Regeln führt zum Schulversagen. Das chronische Fehlen von Geld für das Allernotwendigste ebnet den Weg in die Delinquenz. Allein erziehende, überforderte Mütter. Verzweifelte, mit Prügeln ihre Autorität verteidigende Väter. Jugendbanden als einziger Hort. Parkplätze und Treppenhäuser als einzige Spielplätze. Und das lähmende Gefühl, in diesem Land nicht gebraucht, nicht verstanden, nicht respektiert zu werden.

Für Djamel ist es nur eine Frage der Zeit, bis in den Banlieues wieder Aufruhr herrscht. Die harten Strafen haben seiner Meinung nach keine abschreckende Wirkung. Zwei, drei oder vier Monate wird die «Racaille» aus dem Verkehr gezogen sein. Dann geht das Leben in den Banlieues so miserabel weiter wie zuvor. Und noch immer wird es nur für das Schnellgericht Arbeit geben und nicht für jene, die von ihm verurteilt werden.

## DIE UNRUHEN ERREICHEN DIE INNENSTÄDTE



Lyon gestern abend: Konfrontation zwischen Jugendlichen und der Polizei

FOTO: KSIASEK/AFP

PARIS Die Krawalle Jugendlicher haben am Samstag erstmals auch die Zentren französischer Städte erfasst. In Lyon ging die Polizei am Abend auf der Place Bellecour mit Tränengas gegen randalierende Jugendliche vor, wenige Stunden bevor eine nächtliche Ausgangssperre für Unter-16-Jährige in Kraft trat. In Paris patrouillierten Tausende Polizisten, um ein am Samstag-

morgen in Kraft getretenes Versammlungsverbot durchzusetzen. Es war von den Behörden verhängt worden, nachdem E-Mails und SMS abgefangen worden waren, die zu Gewaltakten im Zentrum der französischen Hauptstadt aufriefen. Das Verbot sollte bis Sonntagmorgen gelten. Besonders scharf bewacht wurde das Stade de France, wo gestern Abend ein

Fussball-Freundschaftsspiel zwischen Frankreich und Deutschland stattfand. Die französischen Innenstädte waren bisher von den Ausschreitungen verschont worden. In der Nacht auf Samstag setzten Randalierer erneut über 500 Autos in Brand, vor allem in Vororten von Lyon und Toulouse. 206 Personen wurden nach Polizeiangaben festgenommen.

# Laudatio

für den Artikel **Die Republik fackelt nicht lange**  
von **René Brunner**  
erschienen in SonntagsZeitung, 13. November 2005

---

Als Mitte November letzten Jahres in den grossen französischen Städten der Notstand herrschte, hatten auch die hiesigen Blätter ihre liebe Not: Die Agenturen überschlugen sich mit spukhaften Einzelmeldungen über brennende Autos, randalierende Jugendliche, prügelnde Polizisten. Doch worum ging es eigentlich? Weshalb diese plötzliche Aufwallung von Gewalt in Frankreich?

René Brunner, Korrespondent von «Cash» in Paris und regelmässiger Mitarbeiter der «SonntagsZeitung», nutzte die Gelassenheit, die einer Wochenzeitung zur Verfügung steht. Er hatte die Idee, im Pariser Vorort Bobigny mehrere Schnellprozesse zu besuchen, in denen jugendliche Krawallanten im 25-Minuten-Rhythmus von einer Art zivilisierter Standgerichte mit teils drakonischen Strafen abgeurteilt wurden. Seine Reportage darüber erschien am 13. November in der «SonntagsZeitung».

Der Text vermag in der Form dieser Gerichtsepisoden einfach und schlüssig aufzuzeigen, was die sozialen Hintergründe dieser Banlieue-Krawalle waren. Die *racaille*, der Abschaum, des französischen Innenministers, wird hier plötzlich mit Haut und Haar sichtbar. Und man ertappt sich dabei, wie einen die Schicksale dieser modernen Aussätzigen plötzlich beschäftigen. René Brunner gelingt es, vom blossen medialen Spektakel dieser Unruhen wegzuführen in eine Welt, die das Dahinter plastisch sichtbar macht.

Der Zürcher Journalistenpreis kennt eine Auszeichnung für die sogenannte «kleine Form», für den Alltagsjournalismus, der ein bisschen über den puren Alltag hinausschaut. In dieser Kategorie hat René Brunner am meisten überzeugt. Seine Arbeit ist ein Musterbeispiel, wie Journalismus mit wenig Aufwand, aber mit viel Hirn Bemerkenswertes erreichen kann.

Andrea Masüger

# Spenderliste

Dank der grosszügigen Unterstützung des Zürcher Journalistenpreises durch seinen Gründer, den Zürcher Presseverein (ZPV), sind die Kosten für Administration und Durchführung der Preisverleihung weitgehend abgedeckt.

Folgende Firmen und Organisationen (gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder in verdankenswerter Weise ermöglicht:

Tamedia AG, Zürich  
Orange Communications SA, Lausanne  
UBS AG, Zürich  
Ringier AG, Zürich  
Credit Suisse Group, Zürich  
Chocoladefabriken Lindt und Sprüngli AG, Kilchberg  
Elektrizitätswerke des Kantons Zürich, Zürich  
Unaxis Management AG, Pfäffikon  
IWC, Schaffhausen  
Schindler Management AG, Ebikon  
Bank Leu AG, Zürich  
Bank Hofmann AG, Zürich  
Bank Vontobel AG, Zürich  
Hoffmann-La Roche, Basel  
IBM Schweiz, Zürich  
Johann Jacob Rieter-Stiftung, Winterthur  
Migros-Genossenschafts-Bund, Zürich  
Novartis International AG, Basel  
Publicitas S.A., Lausanne  
Rentenanstalt / Swiss Life, Zürich  
Verband Schweizer Presse, Zürich  
Zürcher Kantonalbank, Zürich  
Zürich Versicherungsgesellschaft, Zürich  
Xanthippe Verlag, Zürich  
Charles Vögele, Pfäffikon  
Dr. Bjorn Johansson, Zürich  
Emil Frey AG, Zürich  
FIFA, Zürich  
Karl Steiner AG, Zürich  
Orell Füssli Wirtschaftsinformationen AG, Zürich  
PricewaterhouseCoopers, Zürich  
Schweizer Verband der Raiffeisenbanken, St. Gallen  
Ziegler Druck- und Verlags-AG, Winterthur  
Electrolux AG, Zürich  
Zürichsee Medien AG, Stäfa  
Victorinox AG, Ibach

# Administrative Angaben

<b>Jury</b>	Fredy Gsteiger (Präsident) Andrea Masüger Susanne Mühlemann Margrit Sprecher Dr. Peter Studer
<b>Stiftungsrat</b>	Dr. Christoph Born (Präsident) Dr. Esther Girsberger Manuela Nyffenegger
<b>Geschäftsstelle</b>	Stiftung Zürcher Journalistenpreis Monika Menne Kirchweg 61 8102 Oberengstringen  Tel. 044 750 29 68 Fax 044 750 29 43 E-Mail: <a href="mailto:zjp@dplanet.ch">zjp@dplanet.ch</a>
<b>Bankkonto</b>	UBS AG Postfach 8098 Zürich  Konto 230-208.241.40J Stiftung Zürcher Journalistenpreis